

darum besorgt, nicht in die lästige Gefangenschaft der Sünder zu geraten? Jeder Versuch der Selbstbewahrung und Selbstpflege, besonders wenn er ähnliche Formen annimmt, wie sie die Menschen in der Welt praktizieren, hat zwangsläufig die Wirkung, daß die reichlichere Gnade des Heiligen Geistes ausbleibt, und mag man noch so sehr in den liturgischen Formen um sie beten. Das oberste Hirtenamt wünscht zwar nicht jene bekannten und verkannten Experimente einer Solidarität von Priestern mit arbeitenden Menschen, die sich von der „bürgerlichen“ Kirche abgewandt haben. Die Nähe zu den Abständigen wird nicht notwendig dadurch hergestellt, daß der Priester das gleiche tut wie sie. Aber das Verbot einer natürlichen Solidarität der Arbeitskameradschaft meint sicher nicht den Rückzug des Priesters in eine neue sakrale Abgeschlossenheit, es soll ihn vielmehr frei machen für die eigentlich notwendige und heilbringende, die übernatürliche Solidarität mit dem weltgläubigen Menschen wie mit dem Kompensationschristen, der sein weltgefangenes Gewissen stundenweise liturgisch beruhigt. Und diese übernatürliche Solidarität, die es Gott überläßt, die Abständigen umzuwandeln, wird ausschließlich dargestellt in der freiwilligen Übernahme der Last der Sünden aller, die dem Priester anvertraut sind, und in der Bereitschaft, sie in der Weise mit Christus zu sühnen, die heute verstanden wird und die heute ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Anrufung reichlicherer Gnade des Heiligen Geistes, die allein die Priester in den übermenschlichen Sorgen ihres Amtes stärken kann, darf nicht auf die liturgischen Formulare beschränkt bleiben. Und da sich die Gebetsmeinung an die Gläubigen wendet, damit ihr Gebet den Priestern nütze, müssen sich auch die Gläubigen fragen, was sie zu tun haben, um ihren Priestern das rechte Beispiel zu geben. Es ist üblich, alles auf die Priester abzuschieben, und es ist Mode geworden, nach „heiligen Priestern“ zu verlangen. Es wird dabei vergessen, daß heilige Priester aus dem Beten und Leben wahrhaft gläubiger Christen hervorgehen. Der muß den ersten Schritt tun, dem die Gnade der größeren Einsicht gegeben worden ist.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Brief Papst Johannes' XXIII. an den deutschen Episkopat

In einem Schreiben, das vom 29. November 1959 datiert und an den deutschen Episkopat gerichtet ist, hat Papst Johannes XXIII. zu einigen Fragen der Kirche in Deutschland Stellung genommen. Der Brief ist zugleich die Antwort auf den Jahresbericht 1959 der deutschen Bischöfe. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Inmitten der Mühen des Apostolischen Amtes hat Uns der so ausführliche Brief angenehme Entspannung gebracht, den Ihr, Unsere geliebten Söhne und Ehrwürdigen Brüder, an Uns gerichtet habt, als Ihr, wie Ihr es jedes Jahr zu tun pflegt, zu Fulda am Grab des hl. Bonifatius, der festen Säule der Rechtgläubigkeit und des stets hilfreichen Patrons Eures Vaterlandes, miteinander vereint beratschlagt, um den gemeinsamen Anliegen Eurer Diözesen Rechnung zu tragen.

Wie es Sinn und Ordnung der Liebe, über die hinaus es für die Gläubigen nichts Beglückendes und nichts Heil-

sames gibt, fordern, habt Ihr Uns frohe und traurige Nachrichten übermittelt, damit Wir Uns über jene gemeinsam mit Euch freuen, diese mit väterlichem Wort erträglicher machen, in allen Zeitläufen aber im Gleichklang der Herzen Gott loben; wenn Wir Ihn lieben, wird sich ja alles zum Guten wenden, mag dies auch bisweilen noch verborgen sein.

In diesem nun zur Neige gehenden Jahre hat ein bedeutungsvolles Ereignis bei Euch stattgefunden. Im vornehmsten Gotteshause von Trier wurde den Gläubigen der Heilige Rock zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Das war ein wirksamer Anlaß, weshalb dort zahlreiche fromme Pilgerscharen zusammenströmten, so daß sichtbare Früchte katholischer Frömmigkeit geerntet werden konnten. Und zwar verfolgte diese Frömmigkeit das Ziel, der Majestät des für uns gekreuzigten Christkönigs anbetend zu huldigen und zugleich die Einheit der Kirche, deren Sinnbild jenes Gewand ist, heller ins Licht zu stellen. Der so sichtbaren festen Einheit werden sich die Katholiken jederzeit in rechter Weise und frohen Herzens rühmen, aber auch die von dem *einen* Schafstall getrennten Brüder werden — das ist Unser Wunsch — ein um so lebhafteres Verlangen danach empfinden.

Doch auch im nächsten Jahre werden religiöse Festtage von nicht geringerer Bedeutung begangen werden. Sie sind von der Art, daß sie nicht nur in Eurem Volke über das gewohnte Maß hinaus religiösen Eifer entfachen, sondern auch die Augen des ganzen katholischen Erdkreises auf Euch lenken und eine Menge von Pilgern anziehen werden: Wir meinen den Internationalen Eucharistischen Kongreß zu München in Bayern. Da Wir sehr wohl wissen, mit welcher Sachkenntnis, Angemessenheit und Gründlichkeit dergleichen religiöse Feierlichkeiten vorbereitet werden, so halten Wir es für ausgemacht, daß das Ergebnis den Erwartungen entsprechen, ja sie vielleicht noch übertreffen und in den Annalen der Kirche Deutschlands wiederum ein ewig denkwürdiges Ereignis wie mit goldenem Griffel eingetragen werden wird. Die eucharistische Kultfrömmigkeit, der es vor allem zu danken ist, daß in Euren Landen der katholische Glaube unversehrt und stark geblieben ist, wird ohne Zweifel einen noch größeren Aufschwung nehmen. Da aber das so erhabene Sakrament, durch das wir mit Christus vereint und von Christus genährt werden, die Einheit der Kirche geheimnisvoll andeutet und zugleich bewirkt, so wird es, gleichsam mit erhobenen Panier, auch für diejenigen, die sich weit entfernt vom Schoße der Kirche befinden und des himmlischen Brotes entbehren, zu einer Einladung, die Schwelle des Mutterhauses aufzusuchen.

Das Allgemeine Konzil, dessen Zusammentritt Wir angekündigt haben, ist von Euch ohne Zögern und mit zustimmendem Eifer begrüßt worden. Ihr habt sogar beschlossen, drei aus der kirchlichen Hierarchie Eures Landes ausgewählte Ausschüsse zu bestellen, damit für die Erörterungen und Verhandlungen auf dem Konzil nach Maßgabe der Kräfte vorausschauende und wohldurchdachte Vorschläge ausgearbeitet würden.

Wir gestehen Euch, daß sich Unserm Herzen tief und fest die Hoffnung eingesenkt hat, das Allgemeine Konzil werde dem ganzen Erdkreis in mehr als einer Hinsicht und wirksam zum Segen sein. Möge die himmlische Gnade den Willen der Menschen beugen, so daß Vorurteile überwunden werden und so seine Beschlüsse nicht nur den einzelnen, sondern auch den Völkern, die durch Christi Heilsgesetz erneuert werden sollen, Nutzen bringen!

Unter anderem haben Wir Eurem Briefe neue leuchtende Zeugnisse dafür entnommen, wie sehr bei Euch die Unternehmungen der Wohltätigkeit blühen, die sich der katholischen Glaubensgenossen sowohl im Inland als auch im Ausland in freigebiger Weise annehmen. Immer hat der etwas, wovon er spenden kann, dessen Herz reich an Liebe ist.

Doch ein besonderes Lob verdienen nach Unserer Meinung Eure guten Werke, die nach genauester Planung in den Gegenden angesetzt werden, die man gemeinhin „Diaspora“ nennt. Dort ist zwar die Zahl der Katholiken unscheinbar; selten und einsam sind dort die Priester. Dennoch lodert ebenda auch die Liebe zur Religion, und das katholische Leben leuchtet dort mit unverminderter Kraft. Hier und dort sind schmucke Kapellen und Kirchen kunstverständlich errichtet worden, dank Eurer wachsamem Sorge, Ihr umsichtigen und liebevollen Hirten der Herde Christi, und dank der freigebigen Spenden der Vereinigungen, die sich um den katholischen Namen ausgezeichnet verdient machen, vor allem des Vereins, der nach dem heiligen Bonifatius in Ehren seinen Namen trägt. Wieviel Mühe wird nicht gescheut, wieviel Sorgfalt wird aufgewandt, damit auch die weit und abgelegen wohnenden Christgläubigen an Sonn- und Feiertagen dem eucharistischen Opfer beiwohnen und ihre Kinder katholischen Unterricht genießen können! Den Priestern, den Ordensleuten beiderlei Geschlechts, den Gläubigen, die in der Diaspora wohnen, gelten Unsere ganz besonderen Gebete und väterlichen Wünsche. Sie sollen wissen, daß uns die Kümmernisse ihrer Einsamkeit, ihre aus mannigfachen Ursachen entspringenden Nöte und ihre nie zur Ruhe kommenden Besorgnisse keineswegs verborgen sind. Sie sollen weiter in rechter und hochgemuter Gesinnung für den katholischen Glauben, den kein irdischer Schatz an Wert erreicht, eine eifrige Tätigkeit entfalten, ihn beispielhaft betätigen und vom Licht der Wahrheit und durch Übung der Tugenden erstrahlen lassen, so daß auch die ihm Fernstehenden zur Gemeinschaft der katholischen Kirche Neigung verspüren und heimkehren möchten.

So eilt nun unser Gedenken zu den Schafen, die die rechtmäßige Hürde Christi verlassen haben oder überhaupt nicht kennen, von denen der Herr gesagt hat: „Noch andere Schafe habe ich, die nicht aus diesem Schafstall sind“ (Joh. 10, 16).

Wie viele von ihnen folgen treu ihrem Gewissen und verlangen vom Grund ihres Herzens nach der religiösen Wahrheit. Unsere Anerkennung zollen wir denen, die mit Büchern und Zeitschriften, Vorträgen und Gesprächen sich bemühen, solchen Bedürfnissen entgegenzukommen, und die den Unwissenden oder durch Vorurteile vom rechten Wege Abgewichenen das erhabene Antlitz der katholischen Religion enthüllen. Diesem Ziele zuliebe bemühen sich Mitglieder mehrerer religiöser Orden und Kongregationen, und zwar mit nicht geringem Erfolge, weil sie von apostolischem Geiste beseelt sind und geeignete Hilfsmittel anwenden. Möchten doch viele ihrem Beispiel folgen und mit missionarischem Eifer kostbaren Samen in die Furchen streuen, aus denen eine schweißgedüngte, jedoch um so köstlichere geistliche Saat der Ernte entgegenwachsen wird.

Auf solche und andere gottgefällige Anstrengungen, die unser Lob anerkennen muß und unsere Mahnungen anspornen sollen, richte die allerseligste Jungfrau Maria ihr gütiges Auge. Ihr zu Ehren sind ja innerhalb der Grenzen Eures Vaterlandes so viele Heiligtümer errichtet worden:

Bollwerke des katholischen Glaubens, reine, reiche, von dem königlichen Glanze ihrer mütterlichen Hofhaltung strahlende Quellen himmlischer Gnaden, wo die Tröstungen Gottes reichlich strömen.

Mit den Worten des hl. Apostels Judas mahnen wir die geliebten Söhne der katholischen Kirche in Deutschland, nach immer Besserem und Höherem zu streben: „Ihr aber, Geliebte, baut euch selbst auf eurem hochheiligen Glauben auf, betet im Heiligen Geiste und bewahrt euch so in der Liebe Gottes“ (Jud. 20—21).

Indem Wir Euch dies wünschen, erteilen Wir sowohl Euch, Unsere geliebten Söhne und Ehrwürdigen Brüder, als auch der Eurer Leitung anvertrauten Herde Christi als Verheißung himmlischer Hilfe und als Unterpfang väterlicher Liebe den Apostolischen Segen.

**Erzbischof Jaeger
über die Aufgabe
der Kirche im
Zeichen des Konzils**

Der Erzbischof von Paderborn, Lorenz Jaeger, der für den deutschen Episkopat seit langem das Referat für Glaubensverbreitung betreut, nimmt sich in steigendem Maße der Unterrichtung seines Diözesanklerus und der Öffentlichkeit über die Aufgabe der Kirche angesichts des Ökumenischen Konzils an (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 194). In seinem Neujahrsgruß an den Klerus seines Erzbistums (Kirchliches Amtsblatt für die Erzdiözese Paderborn Nr. 1, 1960, S. 4f.) geht er davon aus, daß sich eine neue Weltkultur vorbereitet, „die von dem Geist einer säkularisierten technischen Zivilisation beherrscht und geprägt ist“, und sagt: „Nicht nur die Menschheit, auch die Kirche steht an einem Wendepunkt ihrer Geschichte. Das sog. ‚Konstantinische Zeitalter‘ geht zuende“, das die enge Verbindung von Kirche und Staat eröffnete, wie sie auch das Mittelalter kennzeichnet. Vielen kirchlichen Kreisen erschien bislang das Mittelalter als „Ideal, das mit allen Mitteln restaurativ wiederhergestellt werden müßte“. Damit hing es zusammen, „daß man nach Möglichkeit versuchte, die Gläubigen in geschlossenen Räumen von allem abzuschirmen, was eine Auseinandersetzung mit den unchristlichen Zeitströmungen notwendig gemacht hätte . . . Aber dieses Abgeschirmtsein des christlichen Volkes von der zunehmend sich säkularisierenden Weltkultur, dieses Betreut- und Geführtsein vom Klerus hat das Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit des Laien für diese Welt und für das persönliche Zeugnis des Glaubens in seinen Lebensbereichen nicht voll zur Reife kommen lassen.“

Die neue Verantwortlichkeit des Laien

Der Erzbischof erinnert daran, daß schon auf der Dechantenkonferenz des vergangenen Jahres überlegt wurde, „wie die falschen Sicherungen abzubauen sind und wie die böse Kluft im Leben so vieler Christen zwischen dem Verhalten in der Welt und dem Stehen vor Gott in einer an der Welt orientierten Frömmigkeit geschlossen werden kann . . . Aus der für das Konstantinische Zeitalter charakteristischen Gemeinsamkeit von Kirche und Staat ist ein Gegenüber geworden, das in einigen Ländern freundschaftlicher, in vielen Ländern neutraler Art, leider auch in sehr vielen bereits von erklärter grundsätzlicher Feindseligkeit ist.“ Daher habe auch Papst Johannes XXIII. in seinem Rundschreiben *Princeps Pastorum* (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 170 ff.) bereits die Folgerungen für die Missionen gezogen und dabei vor allem eine Auf-

gabe der Kirche hervorgehoben, die er als „die vitale Notwendigkeit für alle Teile der Kirche bezeichnet: die Laien sollen ihren aktiven Posten auf dem Felde des Apostolats in Zusammenarbeit mit der Hierarchie einnehmen“.

In diesem Zusammenhang erklärt der Erzbischof: „Mit Dank gegen Gott dürfen wir feststellen, daß, zusammen mit der großen Umwälzung in der Welt während der letzten 50 Jahre, eine Aktivierung des Laienapostolats auf allen Gebieten bereits begonnen hat. In der Literatur, in der Kunst, auf allen Gebieten wissenschaftlichen Arbeitens, speziell in der Philosophie, im gesellschaftlichen und sozialen Leben gibt es — Gott sei Dank — eine große Anzahl von Christen, die sehr ernsthaft und mit Erfolg sich bemühen, bei aller Wahrung der Eigengesetzlichkeit dieser Gebiete, die Forderungen der christlichen Sittenlehre zu vertreten und die Welt im Lichte des Glaubens an Jesus Christus zu verstehen. Diesen profilierten christlichen Persönlichkeiten und ihrem Wirken ist es nicht zuletzt zu danken, daß die Autorität und das Ansehen der Kirche trotz der schnell fortschreitenden Säkularisierung und trotz der Entchristlichung breiter Massen eine Geltung bekommen haben, wie es im Öffentlichkeitsbereich des 19. Jahrhunderts unvorstellbar gewesen wäre. Wenn wir nach dem eigentlichen Ursprung dieser segensreichen apostolischen Aktivität christlicher Laien fragen, so würden die Hinweise auf kirchliche Organisationen und katholische Verbände nur eine vorläufige, vordergründige Antwort sein. Der eigentliche Grund liegt tiefer. Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen der Aktivierung des kirchlichen Lebens durch die liturgische und eucharistische Bewegung, so wie durch die intensiveren Bibelstudien einerseits und die Aktivierung des Laienapostolats andererseits.“ Der Erzbischof von Paderborn weist auf die bahnbrechende Arbeit Papst Pius' X. für die Entfaltung einer persönlichen Christus-Frömmigkeit hin.

Die weiteren Gedanken dieses Neujahrsgusses finden sich auch in einer Folge von Aufsätzen, die der Erzbischof von Paderborn zum Abschluß der Gebetsoktav für die Wiedervereinigung im Glauben im „Echo der Zeit“ (24. und 31. 1. 60) veröffentlicht hat, um die Aufgaben des kommenden Konzils zu erläutern.

Das Konzil und die Katholizität

Im ersten der beiden Aufsätze erklärt Erzbischof Jaeger die vier Thesen: 1. Wiedervereinigung bedeutet Rückkehr zum Vaterhaus, 2. Wiedervereinigung ist das Gebot der Gegenwart, 3. die Trennung kann nur durch eine sichtbare Einheit überwunden werden, und 4. das Ökumenische Konzil wird die Katholizität der Kirche darstellen, d. h. die Einigkeit im Notwendigen, die Freiheit in den berechtigten Eigenarten liturgischer, theologischer und kirchenrechtlicher Art, alles in Liebe untergeordnet dem Herrn und Haupt der Kirche, Jesus Christus, und seinem sichtbaren Repräsentanten, dem Papst.

Wie das gemeint ist, erläutert der zweite Teil des Aufsatzes: „Das Konzil als Darstellung der Einheit und Katholizität der Kirche.“ Auch hier finden wir die Anknüpfung an das Ende des Konstantinischen Zeitalters, dazu den neuen entscheidenden Umschwung der Kultur vom Vatikanum bis heute, gekennzeichnet durch die Selbständigkeit der afrikanischen und asiatischen Völker, das Ende des kolonialen Zeitalters, in welchem die christliche Religion in den tatenlosen heidnischen Weltreligionen keinen ernsthaften Gegner mehr sah.

Heute dagegen stehe der größere Teil der Menschheit unter der Herrschaft der kommunistischen Weltanschauung oder unter dem Einfluß der wiedererwachenden nicht-christlichen Weltreligionen, Buddhismus, Hinduismus und Mohammedanismus. Diese versuchen eine eigene moderne Kultur nach ihren Anschauungen zu entwickeln, deren Nationalismus das Christentum als Fremdreigion ablehne. Der Gang der Geschichte schein sich in Gegensatz zu stellen zur Mission der Kirche. Die 1958 herausgegebene „Sowjetische Enzyklopädie“ sage in ihrem Artikel über die Missionen deren völligen Zusammenbruch voraus. Aber das Wort Gottes liege nicht in Ketten. Es sei der Grundfehler der Feinde des Christentums, daß sie die Kirche nach politischen und soziologischen Faktoren beurteilen, die wohl auch eine Rolle spielen, aber nicht die entscheidende. Der Erzbischof weist darauf hin, daß Papst Johannes XXIII. in seiner Missionsenzyklika die Anpassung der Missionen an die veränderte Weltlage vorzeichnet, die Entfaltung der vollen Katholizität der Kirche, die für alle Völker und Rassen, für alle Kulturen, für alle echten ethischen und religiösen Werte offensteht. Vier Grundsätze seien maßgebend für die Darstellung der Katholizität angesichts der veränderten Weltsituation:

1. Die Kirche identifiziert sich mit keiner einzigen Kultur oder Zivilisation, auch nicht mit der abendländischen.
2. So wie die Kirche die hellenistische Kultur reinigte, um alles Gute und Schöne auszuwählen, zu erhalten und zu beseelen, so will sie auch die wahren Werte der übrigen Weltreligionen und Kulturen von den Beimischungen des Irrtums reinigen, erheben und verklären.
3. Obwohl der Glaube und die wesentliche Struktur der Kirche göttlicher Herkunft sind und durch Jesus Christus für alle Zeiten bestimmt worden sind, wird die eine Botschaft Jesu Christi je nach dem Charakter der Völker und ihrer Kulturen aufgenommen und durch religiöse Gebräuche und Riten anschaulich gemacht. „Das geoffenbarte Gotteswort ist von solcher Tiefe und Fülle, daß die Menschen verschiedener Kulturen sich jeweils von einer besonderen Seite angesprochen fühlen, die ihrer geistigen Eigenart entspricht. Die Katholizität der Kirche bedeutet, daß sie die ganze Fülle der Wahrheit besitzt, die bis zum Ende der Welt immer vollkommener dargestellt werden kann . . .“

Zum Schluß schreibt Erzbischof Jaeger: „Die Kirche will für jede Zeit, für jedes Volk, für jede Zivilisation das Evangelium verkünden, so wie sie es in der Heldenzeit der Urkirche in den ersten drei Jahrhunderten vor Konstantin d. Gr. getan hat. Das bedeutet allerdings nicht, daß man die frühchristliche Epoche der Kirchengeschichte einfach restaurieren könnte, denn die Kirche gleicht einem Organismus. Man kann ihren gegenwärtigen Zustand nicht einfach auf den der vorkonstantinischen Zeit zurückversetzen wollen, so wenig wie man einen Baum auf seine Wurzeln und sein Anfangsstadium zurückschneiden kann. Es gibt, um im Bilde zu bleiben, Wachstumsgesetze der Kirche, und dazu gehört ihre Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse. Die Kirche lebt in einer Art Symbiose mit der Welt. Bei aller Wahrung des einmal für immer von Gott gegebenen Glaubensgutes und der von Christus gegebenen Grundverfassung muß sich die Kirche doch immer neu auf die sich wandelnde Umwelt einstellen. Und in dieser Hinsicht hat die Kirche eine jeweils andere Gestalt und andere seelsorgerliche Methoden . . . Sie wird gerade durch das kommende Konzil einen machtvollen Schritt nach vorn machen, um sich in zukunftsrichtiger Weise der veränderten Weltsituation anzupassen.“

Die Streuung der Fernseh- und Rundfunkteilnehmer in der Bundesrepublik

Die Zahl der bei der Post angemeldeten Fernsehempfänger betrug zum Jahreswechsel in der Bundesrepublik 3 375 000. Allein im Dezember 1959

wurden 173 000 Neuzugänge gemeldet. Am 1. Dezember 1959 ergab die Rundfunk- und Fernsehdichte — Zahl der Empfänger bezogen auf 100 Haushalte — in den Sendebereichen der Bundesrepublik und in West-Berlin folgendes Bild:

Sendebereich	auf 100 Haushaltungen	
	Fernseher	Hörer
Westdeutscher Rundfunk	27	90
Radio Bremen	21	94
Sender Freies Berlin	19	96
Norddeutscher Rundfunk	18	88
Hessischer Rundfunk	17	90
Süddeutscher Rundfunk (Stuttgart)	14	91
Bayerischer Rundfunk (München)	11	90
Südwestfunk (Baden-Baden)	11	86
Saarländischer Rundfunk	6	84

Die Lage der farbigen Besatzungskinder in der Bundesrepublik

Ostern 1960 werden in der Bundesrepublik die ersten farbigen Besatzungskinder die Schulen verlassen und einen Beruf erlernen. Ihre Zahl beträgt heute insgesamt 6000. Das ist ein Zwölftel

der 72 000 Kinder von Besatzungsangehörigen und deutschen Müttern. Der stärkste Geburtenjahrgang ist der von 1946, ihm gehören etwa 1500 farbige Kinder an (zu gleichen Teilen Jungen und Mädchen). Bis 1951 fiel die Zahl der Geburten bis auf 250, in den folgenden Jahren stieg sie wieder leicht an. Im Durchschnitt wurden in den letzten Jahren 300 farbige Kinder jährlich in der Bundesrepublik geboren. Die meisten Kinder leben im Bereich der früheren amerikanischen Besatzungszone, aber auch in den Ländern der ehemaligen französischen Zone sind sie anzutreffen, während die ehemalige britische Zone fast gar keine farbigen Besatzungskinder aufweist. Sofern man hier welche antrifft, handelt es sich fast immer um zugezogene Kinder.

Die Integration dieser Kinder in die Berufs- und Erwachsenenwelt ist eine Aufgabe der Gesellschaft. Um die dazu notwendigen Unterlagen zu beschaffen, vor allem um die besondere seelische Situation dieser Jugendlichen zu erkunden, hat das Psychologische Institut der Universität Hamburg, unterstützt von der Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge sowie von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, seit Anfang 1958 eine größere Untersuchung durchgeführt. (Die Ergebnisse dieser Erhebung wurden in den Informationen des Deutschen Caritasverbandes, 4. 2. 60, auszugsweise veröffentlicht.) Danach läßt sich über die besondere Situation dieser Kinder und Jugendlichen folgendes sagen:

Die Öffentlichkeit — wie selbstverständlich auch jeder einzelne — steht immer in der Gefahr, über diese Kinder pauschal zu urteilen. „Ihre dunklere Hautfarbe oder ihr auffälliges Kraushaar läßt sie auf den ersten Blick anders als alle anderen Kinder wirken. Genau betrachtet, sind dies jedoch die einzigen Merkmale, nach denen man sie zu einer Gruppe zusammenfassen kann. Schon ihrer Herkunft nach unterscheiden sie sich erheblich: Unter ihren Vätern finden sich fast europäisch-hellhäutige Mischlinge wie fast reinrassige Neger, sie kommen aus Puerto Rico, Indochina, Algerien, Marokko, Nordamerika.“ Aber nicht nur unter ethnischem Gesichtspunkt, sondern auch nach Begabung und Bildungsstand der Väter ist das Gefälle

groß. Desgleichen kommen ihre Mütter aus ganz unterschiedlichen sozialen Milieus. „Schließlich ist das Schicksal jedes dieser Kinder von besonderen Bedingungen geprägt.“

Die Väter

Über ihre Väter ist wenig bekannt. „Zu den meisten von ihnen haben die Mütter und Kinder heute keinen Kontakt mehr. Einige haben sich noch eine Weile um briefliche Verbindung bemüht, die dann aber abriß. Einige der Väter dürften nicht einmal wissen, daß sie in Deutschland ein Kind haben. Seit etwa 1951 scheinen die Beziehungen zwischen den Müttern und ihren farbigen Partnern stabiler geworden zu sein. Während in den Jahren direkt nach dem Krieg recht flüchtige Begegnungen überwogen, sind heute länger dauernde, gelegentlich eheähnliche Beziehungen häufiger. Einige Frauen haben mehrere Kinder von einem Farbigen. Die Fälle, in denen der Vater die Mutter heiratete und in Deutschland blieb, sind sehr selten. Gemeinsame Auswanderungen kommen häufiger vor, ihre Zahl wird auf 300 bis 400 geschätzt.“

Die Mütter

Die Untersuchung hat ergeben, daß die allgemeine Annahme, bei den Müttern der farbigen Kinder handle es sich um unsolide Personen, die vielleicht sogar einen verwahten Lebenswandel führen, nicht stimmt. Diese Annahme, so sagt der Bericht, treffe „keinesfalls“ zu. Die Mehrzahl der Mütter stammt aus der Gruppe der ungelerten oder angelernten Arbeiterinnen. „Ganz auf sich gestellt, vermögen sie es oft nicht, der vielen materiellen und sozialen Schwierigkeiten, die sich mit der Existenz ihrer farbigen Kinder einstellen, Herr zu werden.“ Besonders bewältigten sie oft die Aufgabe nur ungenügend, ihren Kindern kontinuierlich eine Atmosphäre der Geborgenheit zu bieten.

Etwa 70 Prozent der Kinder leben bei ihren Müttern, und zwar 25 Prozent in einer vollständigen deutschen Familie, in die sie hineingeboren wurden oder die durch spätere Heirat der Mutter gegründet wurde. Etwa die Hälfte der alleinstehenden Mütter wohnen bei den Großmüttern der Kinder, „die recht häufig in der Erziehung der Kinder stärker hervortreten als die Mütter“. Das knappe Drittel der Kinder, von denen sich die Mütter getrennt haben, lebt zu je 12 Prozent bei Verwandten oder in Heimen. „Nur für eine kleinere Zahl konnten in Deutschland Pflegeeltern gefunden werden (7 Prozent), besonders selten sind Jungen in Pflegefamilien untergebracht...“

Adoptionen ins Ausland

„Eines der schwierigsten Probleme in der Situation der farbigen Kinder ist deren Adoption ins Ausland.“ Die Zahl der Auslandsadoptionen beträgt heute mindestens 200, sie könnte erheblich größer sein. Doch sei zu bedenken, so fährt der Bericht fort, ob im Ausland, auch bei nachweisbar größerer Unbefangenheit gegenüber Minoritäten und Andersrassischen, echte Entwicklungschancen für die Kinder gegeben seien. Wenn schon Adoption ins Ausland, dann nur immer in Einzelfällen, niemals in Gruppenform. „Vor allem sollte bei Adoptionsvermittlungen ganz bewußt ausgeschlossen werden, daß irgendeine Bestrebung, gegenwärtige oder kommende Schwierig-

keiten abzuschieben, mit im Spiel ist. Angefangen von dem Wunsch nach Abwälzung der Unterhaltspflicht bis zur unbestimmten Hoffnung, dem Kind später ein schweres Schicksal in Deutschland zu ersparen, können vielerlei Motive in dieser Richtung wirksam sein. Diese Kinder sind jedoch deutsche Kinder, die Schwierigkeiten, die ihnen erwachsen könnten, sind unsere Schwierigkeiten, und wir können uns der Verantwortung für sie nicht entziehen, auch nicht durch eine Adoptionsvermittlung ins Ausland. Das schließt nicht aus, daß es für das eine oder andere Kind die beste Lösung ist, wenn es im Ausland neue Eltern findet.“

Das Problem der farbigen Kinder sei für die deutsche Öffentlichkeit nicht unlösbar. Der Bericht weist darauf hin, daß 1951, als die ersten farbigen Kinder zur Schule kamen, sowohl Schulverwaltungen wie Sozialverbände durch umfassende wie kluge Aufklärung den farbigen Kindern die Wege ebneten. „Diese Bemühungen haben nach unseren Erfahrungen wesentlich dazu beigetragen, daß nach einigen anfänglichen Schwierigkeiten fast alle Kinder ohne Aufhebens in die Gemeinschaft der Schulen eingegliedert werden konnten.“

Die psychische Eigenart der farbigen Kinder

Entsprechend der ethnischen und sozialen Unterschiede sowohl ihrer Väter wie ihrer Mütter, unterscheiden sich die Kinder in ihren Eigenarten stark. Dennoch läßt sich folgendes über sie als Gruppe aussagen: Ihre Intelligenz entspricht dem Durchschnitt aller deutschen Kinder. „Es gibt unter ihnen Hochbegabte, die ohne Schwierigkeiten die Oberschule besuchen könnten, aber auch Hilfsschüler. Die meisten weisen jedoch eine normale Begabung auf, die etwa den Anforderungen der Volksschule gerecht werden kann. Dennoch haben wir gefunden, daß nur wenige von ihnen die Mittel- und Oberschulen besuchen und daß eine größere Zahl, als das allgemein zu erwarten wäre, ihr jeweiliges Klassenziel nicht erreichte. Hierfür müssen andere Faktoren als die Intelligenz verantwortlich sein.“ Farbige Kinder entwickeln sich entgegen immer wieder zu hörenden Vermutungen nicht schneller als ihre Altersgenossen. Viele von ihnen besitzen jedoch eine besondere motorische Gewandtheit, die sich in guten sportlichen Leistungen und in manueller Geschicklichkeit äußert. Ihre Berufswünsche entsprechen den Vorstellungen und Neigungen ihrer Alterskameraden.

Wenn auch nicht von wesentlich ererbten Gemeinsamkeiten gesprochen werden kann, so zeichnet sich doch die Gruppe durch einige Merkmale aus, „die sich aus der Ähnlichkeit der familiären Situation und der früheren Erfahrungen der meisten farbigen Kinder erklären lassen“. Typisch sei, daß sie in der frühen Kindheit verwöhnt worden sind; „meist fehlte der Mann, der den Vater in der Familie hätte ersetzen können, und häufig fehlen die Anforderungen und Anregungen, die ein Kind erst zur Selbständigkeit und zur vollen Entwicklung seiner Kräfte kommen lassen“. Als sie dann zur Schule kamen, machten sich diese Versäumnisse bemerkbar. Sie waren auf die Notwendigkeit von Leistung und Konzentration nicht vorbereitet. Sie mußten auch oft erfahren, daß sie abgelehnt oder gar angegriffen wurden. Zwar seien, so betont der Bericht ausdrücklich, die Fälle eindeutiger Isolierung und Diskriminierung sehr selten, aber es gebe doch nur sehr wenige Kinder, die nicht gelegentliche Zurücksetzungen hinnehmen mußten. „Dabei erwies sich, daß sie

häufig auf Grund der Versäumnisse in ihrer früheren Erziehung nicht stabil genug waren, derartige Belastungen ohne Schäden zu ertragen. Zwar wäre es falsch, ein Bild drohender Verwahrlosung und Neurotisierung aller Mischlingskinder zu zeichnen, aber es kann auch nicht übersehen werden, daß nur sehr wenige von ihnen eine Erziehung genossen, durch die ihre Anlagen und Neigungen auf schulischem und sozialem Gebiet voll entwickelt wurden. Das Resultat sind erhebliche Versäumnisse in der Wissens- und Gewissensbildung und eine Minderung der Belastungsfähigkeit dieser Kinder.“

Die Einstellung der Umwelt

Als Ergebnis einer Befragung in Hessen und Süddeutschland über die Einstellung der deutschen Bevölkerung zu den farbigen Kindern muß festgehalten werden, daß beträchtliche Teile der Bevölkerung die Existenz der farbigen Kinder in Deutschland als problematisch ansieht. Dabei kommen folgende Gründe und Motivationen zum Tragen: die Andersrassigkeit der Kinder, nationale Vorbehalte (die Kinder seien „Feindkinder“, ein Argument, das auch für weiße Besatzungskinder gilt), die Unehelichkeit der Kinder, also moralische Einwände (die wiederum auch die Mehrzahl der weißen Besatzungskinder betreffen). Getroffen wird von dieser Einstellung jedoch vor allem das farbige Kind, da sein besonderer Status im Gegensatz zu dem weißen Besatzungskind äußerlich sichtbar ist.

Die Stärke der Vorurteile schwankt von Ort zu Ort beträchtlich. „Während in einigen Gemeinden eine wohlwollende Beurteilung vorherrscht und es dort bisher auch nur selten zu irgendwelchen Zurücksetzungen der Kinder kam, leiden an anderen Orten die meisten Kinder unter einer Ablehnung durch die Mitmenschen, die meistens auch in den Befragungsergebnissen deutlich zum Ausdruck kommt. Innerhalb der Großstädte findet man gelegentlich in einigen Wohnbezirken überwiegend negative Urteile, während in anderen, besonders in den ärmlischeren Vororten und Barackenlagern, die Bevölkerung eine indifferente, unvoreingenommene Haltung äußert.“

Die Entwicklungsaussichten

Aus all diesen Daten folgert die Untersuchung: Die Ergebnisse sind nicht alarmierend, aber sie sind auch nicht zufriedenstellend. „Wir können bei einer großen Anzahl dieser Kinder nicht damit rechnen, daß sie mit einer optimalen Ausbildung ihrer Kräfte und Interessen die Grundschule verlassen werden. Sie kommen in eine Umwelt, in der sie oft mit Skepsis, gelegentlich gar mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet werden . . . Die Berufseingliederung dürfte bei den Jungen heute keine allzu großen Schwierigkeiten bereiten. Es stehen genügend Lehrstellen zur Verfügung. In einigen Städten ist die Berufsvermittlung für den ersten Jahrgang bereits erfolgreich abgeschlossen. Mit einer soliden Fachausbildung ist dem Jungen eine Möglichkeit gegeben, sich und anderen seinen eigenen Wert zu bestätigen und damit innerlich wie äußerlich unabhängiger zu werden. Jedoch sollte bedacht werden, daß zu einem sinnvollen Lehrverhältnis auch das Hineinwachsen in die Welt der Arbeitskollegen gehört. Deshalb müssen nicht nur ein Arbeitsplatz und ein fachlich versierter Vorgesetzter, sondern es muß auch die Bereitschaft vorhanden sein, den jungen Kollegen menschlich zu akzeptieren.“ Es

wäre auch gut, so heißt es in dem Bericht weiter, wenn Arbeitgeber und Lehrherren Bereitschaft zeigten, die Folgen früherer Erziehungsmängel und Entwicklungshemmnisse mit Geduld aufzufangen.

Die Chancen für die farbigen Mädchen, in geeigneten Berufen unterzukommen, beurteilt der Bericht sehr zurückhaltend. „Es gibt ohnehin weniger Lehrberufe für Mädchen“, heißt es, und man müsse auch bedenken, daß sich die Mütter seltener als bei den Jungen um eine gründliche Berufswahl ihrer Töchter kümmerten. „Ob der traditionelle Trost, daß das Mädchen ohnehin bald heiraten werde, bei den Mischlingskindern am Platze ist, erscheint fraglich.“ Schon jetzt müsse daher überlegt werden, in welcher Weise sich für die farbigen Jugendlichen die Begegnung mit Gleichaltrigen des anderen Geschlechts abspielen werde. „Es steht zu fürchten, daß sie es schwerer haben werden als andere, ebenbürtige Partner zu finden. Auch hier erscheint die Situation der Mädchen besonders problematisch.“

Aus dem Vatikan

**Johannes XXIII.
über die Katho-
lische Aktion**

Am 10. Januar 1960 sprach Papst Johannes XXIII. anlässlich der Feier des 40jährigen Bestehens des weiblichen Jugendverbandes der Katholischen Aktion Italiens über Formen und Ziel einer weltweiten Katholischen Aktion.

Das Werk der Vorgänger

Einleitend sprach der Heilige Vater über seine persönlichen Bindungen an dieses Werk: „Euer Papst hat durch Archivstudien ihren weit zurückliegenden Ursprung erforscht, die Schwierigkeiten und Höhepunkte miterlebt und ihre Entwicklung, die durch Zeit und Ort bedingte Anpassungen verlangt, verstanden. Er weiß, wieviel die Katholische Aktion unsern geliebten Priestern, vor allem den Pfarrgeistlichen, und so vielen edlen und opferbereiten Seelen verdankt, deren Namen Gott allein kennt und die in das Buch des Lebens eingeschrieben sind. Bei dem Dienst, zu dem der Herr Uns jetzt berufen hat, wenden Wir Unsere Gedanken oft Pius XI. unsterblichen Gedenkens zu. Als Wir Unser Hirtenamt in Venedig übernahmen, charakterisierten Wir ihn gern mit dem Namen ‚Patriarch der Katholischen Aktion‘. Dieser große Vorgänger scheint Uns um so mehr in seinem Verständnis und in seiner Liebe für die Katholische Aktion inspiriert und spontan gewesen zu sein, als seine erste Lebensorientierung als Wissenschaftler dieser Apostolatsbewegung fremd gewesen war.“ Diesem Gedanken des Werkes Pius' XI. fügte der Papst sodann die Erinnerung an Pius XII. an und fuhr fort:

Ein wertvolles Instrument

„Wir preisen die ‚Intuition‘ und die väterlichen, weitblickenden Entscheidungen (Unserer Vorgänger), die aus dieser Organisation der Laien, die dem hierarchischen Apostolat dient, ein großartiges Instrument gemacht haben, um alle Lebensgebiete mit christlichem Denken zu durchdringen. So wurde der Traum Unserer Jugend zur vielversprechenden Wirklichkeit und die quälende Sorge der Seelenhirten und der für die Forderungen des modernen Apostolates aufgeschlossenen Katholiken überwunden.“

Vertrauen

Nach einem Gruß an die Katholische Aktion Roms, aller Diözesen und der Missionsgebiete versicherte der Papst: „Wir haben Vertrauen in eure Führungskräfte, die klug an den Triumph der Kirche und an das Wohl der Gesellschaft denken. Wir haben Vertrauen in eure Mitglieder, die alle Lebensalter und Schichten der katholischen Laien repräsentieren. Wir verstehen die Schwierigkeiten, Sorgen und die Unsicherheit mancher Mitglieder sowie die Ungeduld der Jugend.“ Sodann sprach der Papst anerkennend und zur Einheit ermahnend über die derzeitigen Bemühungen in Italien, zu einer Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Apostolatsverbänden und der zentralisierten Einheitsorganisation der Katholischen Aktion zu gelangen.

Aktion

Der zweite Teil der Ansprache beschäftigte sich mit den Merkmalen der Katholischen Aktion. Nach den Worten des Papstes bezeichnete es der heilige Pius X. als sein besonderes Anliegen, die Katholische Aktion klar von jeder anderen religiösen und vor allem weltlichen Vereinigung abzugrenzen. Das bedeutete für ihn: Die Katholische Aktion ist streng von der hierarchischen Kirche abhängig. „Ihre Aktion ist großzügig, aber nicht lärmend und unklug. Aktion ja, aber nicht zum Nachteil des inneren Wachstums der Mitglieder oder der religiösen und moralischen Anliegen der Gemeinschaft.“ Diese Prinzipien müßten bei aller Verschiedenheit der angewandten Methoden und der Ziele den Geist und die Tätigkeit ihrer Verbände erfüllen.

Merkmale

Noch prägnanter für unsere Zeit ist nach den Worten des Papstes die Lehre Pius' XI. und Pius' XII. Sich an ihrer Verkündigung inspirierend, erklärte der Heilige Vater als wesentlichste Merkmale der Katholischen Aktion, die für die Erfordernisse des heutigen Apostolats nötig sind, diejenigen, „die aus ihr eine Hilfe der kirchlichen Hierarchie machen, ein Beispiel disziplinierter Einheit, ein Banner für die Welt“.

Der Heilige Vater führte aus, daß die Katholische Aktion die Mitarbeit der Laien am hierarchischen Apostolat sei. Momentane Begeisterung nütze nichts. Auch könne man sich nicht damit begnügen, alte und liebgeordnete Traditionen zu bewahren. Als Hochziel müsse man zusammen mit den Priestern die Vaterunserbitte haben „Zu uns komme dein Reich“ und den Willen, jede Seele zu retten.

Das setze gegenüber dem Bischof vollständige Unterordnung und Mitarbeit voraus sowie ein tiefes geistliches Leben, das von liturgischem Geist getragen werde.

Die Katholische Aktion müsse ein Beispiel disziplinierter Einheit und Eintracht abgeben; denn das allein sei Grundbedingung der Wirksamkeit im Apostolat.

Schließlich sei die Katholische Aktion ein Banner des Heils im Angesicht der Welt. Liebevoll denke der Papst „an alle Mitglieder der Katholischen Aktion, die in der ganzen Welt an der Verwirklichung dessen arbeiten, was ihnen so sehr am Herzen liegt . . . Unsere Anliegen als höchster Hirte der universalen Kirche sind auch die euren, d. h. die Suche nach den höchsten Gütern für die Seelen. Als Antwort auf Unsern Wunsch seid ihr in einer starken Verteidigungsfront gegen alle Feinde der christlichen Sozial-

ordnung verbunden, erstrebt ihr die Rettung des von Christus erlösten Menschen und die Verwirklichung dessen, was seine Würde, seine Freiheit und seine unveräußerlichen Rechte begründet . . .

Das ist das Zeichen im Angesicht der Völker, ein Unterscheidungsmerkmal, daß ihr für die Notwendigkeit und Erfordernisse der modernen Welt aufgeschlossen seid. Dieses Mal besteht nicht in komplizierten Dingen und sichtbarer Besonderheit, sondern in der Klarheit des Programms, der Güte der Methoden und der Einfachheit des Wortes. Diese Gaben ziehen die Mitmenschen an und halten sie fest. Sie führen rasch und sicher zum gesteckten Ziel . . .“

Koexistenz und Gewissen

Am 7. Januar 1960 hielt Kardinal Alfredo Ottaviani vor Ostflüchtlingen in Santa Maria Maggiore zu Rom eine Ansprache, die die Welt zum Aufhorchen brachte. Den genauen Wortlaut hat die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ am 20. Januar 1960 veröffentlicht. Anknüpfend an die Stimmung seiner Zuhörer und unter Bezugnahme auf die Weihnachtsansprache des Papstes behandelte Kardinal Ottaviani die Frage, inwieweit die Toleranz gegenüber dem Osten mit dem christlichen Gewissen vereinbar sei.

Die Rede des Kardinals

Er sagte, daß der gegenwärtige Zustand der Welt den Namen „Friede“ nicht verdient. „Solange es Kain möglich ist, Abel zu erschlagen, ohne daß jemand dies empfindet, solange es möglich ist, ganze Nationen in Sklaverei zu halten, ohne daß jemand da ist, der die Verteidigung der Unterdrückten übernimmt, . . . kann man nicht von wahren Frieden sprechen, sondern allein von fügsamer Koexistenz mit dem ungestört wirkenden Schlächter.“

Er schilderte dann die Greuel und Perfidien unserer Zeit und fällte das folgende Urteil über die Reaktion auf diese Ereignisse: „Man empfindet nicht mehr den geringsten Abscheu, dem neuen Antichristen die Hand zu reichen. Im Gegenteil, man tritt zum Wettlauf an, um zuerst anzulangen und sie ihm zu drücken und mit ihm ein trautes Lächeln zu tauschen.“

Als Hitler nach Rom kam, habe Papst Pius XI. die Stadt verlassen und damit das mindeste getan, was er, nicht nur als Papst, sondern als „Ehrenmann“ tun konnte. Heute dagegen sei das menschliche Gefühl bei vielen abgestumpft. „Wann sind wir jemals bis zu dieser Schmach gelangt, Millionen und Abermillionen von Bürgern der Gewalt, der Tyrannei, der Grausamkeit Beifall spenden zu sehen?“

Auch die Christen sind abgestumpft und spüren nicht mehr die Wunden, die dem Christentum geschlagen werden. Doch „nimmt ein Christ, der nicht mehr spürt, was das Antichristentum ist, nicht mehr am Leben des mystischen Leibes teil“. Angesichts der großen Zahl von Gläubigen, die mit ihren Hirten um des Glaubens willen verfolgt werden, sollte man meinen, „daß man einem Protest, stark wie das Brausen des Meeres, beiwohnte, einem Aufstand der ganzen Menschheit, einem Schrei des Abscheus gleich einem unbezähmbaren Weinen. — Nichts von alledem.“ Dann apostrophierte der Kardinal die Staatsmänner des Westens. „Politiker und Männer in verantwortlicher Stellung wissen, daß es in halb Europa keine Freiheit der geringsten Art gibt . . . Sie wissen es, aber sie erdulden die

Initiative der anderen, sind uneins untereinander. Sie erdulden sie, wie verdimmt durch den Terror, wenn sie nicht gar, wie gewisse Intellektuelle, in den Dienst der Verfolger treten, in der Hoffnung, im kritischen Augenblick davonzukommen.“

„Erwägungen höherer Art werden daraufhin von ihnen, auch wenn sie sich als Christen bekennen, nicht mehr angestellt. Man kann der Mann sein, der auf der höchsten gesellschaftlichen Stufe steht, und doch tot sein . . . Wenn man morsch und faul ist, reagiert man nicht mehr.“

„Darf darum ein Christ einem Schlächter von Christen . . . zulächeln und ihm schmeicheln? Darf ein Christ sich für ein Bündnis mit den Hilfstruppen, den Bundesgenossen jener entscheiden, die das Heraufkommen eines solchen antichristlichen Regimes des Schreckens in den noch freien Ländern verfechten und vorbereiten? Kann man sich mit irgendeiner Entspannung abfinden, wenn es zuallererst keine Entspannung in der Menschlichkeit gibt, in dem elementarsten Sinn der Achtung vor dem Gewissen und in unserm Fall vor dem Glauben, vor dem Antlitz Christi — noch einmal angespien, mit Dornen gekrönt und mit Fäusten geschlagen? Und darf man die Hand dem entgegenstrecken, der so etwas tut? ‚Wäre ich mit meinen Franken dagewesen‘, sagte Chlodwig, als er von der Passion Christi erzählen hörte. Aber die Passion Christi geht weiter. Ein anderer Franzose hat gesagt, auf einem unsterblichen Blatt: ‚Jesus liegt im Todeskampf, und du paktierst mit seinen Kreuzigern.‘“

Der Kardinal beschloß seine Ansprache mit der Bitte an die Gottesmutter, sie möge die Herzen der Mächtigen rühren. „Wenn deine Hilfe sich verspätete, o Maria, wäre es nicht der Friede, sondern die Katastrophe.“

Reaktionen

Da diese Rede gerade an dem Tage gehalten wurde, als der italienische Präsident Gronchi nach Moskau zu reisen beabsichtigte, und außerdem an demselben Tag im „Osservatore Romano“ ein Aufsatz veröffentlicht wurde, der jede Zusammenarbeit mit dem Sozialismus aller Richtungen als unvereinbar mit dem katholischen Gewissen verwirft, ist es nicht verwunderlich, daß ein Teil der Presse, allen voran die italienische Linkspresse, der Ansprache eine politische Deutung gab. Da gegenwärtig auf dem linken Flügel der Democrazia Cristiana die Möglichkeit einer Koalition mit den Sozialisten Nennis erwogen wird, habe die Kirche von höchster Stelle aus die Offensive ergriffen.

Diese Deutung stellte Kardinal Ottaviani selbst in einem Interview mit einem Vertreter der Zeitung „Avvenire d'Italia“ richtig. Der Schlüssel zum richtigen Verständnis seiner Worte liege in der theologischen Konzeption, die er entwickelt habe. Die Glaubenswahrheit vom Corpus Christi mysticum beinhalte eine „Gemeinschaft des Schmerzes mit den verfolgten Brüdern“, der er Ausdruck verliehen habe. Der Kardinal verwies auf ein Interview, das er während seiner letztjährigen Reise durch Amerika kurz vor dem Besuch Chruschtschews in Washington der katholischen Zeitung „The Time Review“ gegeben hatte. Er hatte es darin als opportun bezeichnet, daß der Westen den Kommunisten Gelegenheit gebe, sich von dem Vorurteil gegenüber dem „angriffslüsternden Kapitalismus“ zu befreien. Doch müsse er zugleich mit größerem Nachdruck das Gewissen und die Freiheit verteidigen. Auch der „Osservatore Romano“ ergänzte am 16. Januar unter der

Überschrift „Conferme“ seine Ausführungen über die Zusammenarbeit mit dem Sozialismus in einem Sinne, der die Deutung zuläßt, daß es dem vatikanischen Blatt vor allem darum zu tun war, vor einer Nachgiebigkeit in prinzipiellen und religiösen Anliegen zu warnen, so daß nicht jede Form politischer Zusammenarbeit abgelehnt wird. Kein Geringerer als der verstorbene Papst hat ja immer wieder zu einer Zusammenarbeit aller Menschen guten Willens im Dienste des Gemeinwohls der Menschheit aufgerufen, und solche Menschen sind sicherlich im Kreise der demokratischen sozialistischen Parteien ebenso zu finden wie anderswo. Übrigens zeigt ja das Beispiel Polens, daß eine Zusammenarbeit auch mit Kommunisten notwendig sein kann, wenn es um die Erhaltung des Vaterlandes geht.

Wer sich daran erinnert, wie Kardinal Ottaviani in seinen „Institutiones iuris publici Ecclesiastici“ über den modernen Krieg urteilt — „Praktisch ist es niemals erlaubt, den Krieg zu erklären“ (vgl. Herder-Korrespondenz 3. Jhg., S. 122) —, der kann seine Worte nicht als Protest gegen die Politik der Entspannung auslegen, die zur Zeit die einzig realistische Alternative zum Krieg zu sein scheint. Und diese Politik bringt nun einmal auch Begegnungen mit sowjetischen Staatsmännern mit sich, die sich mit Gesten protokollarischer Freundlichkeit abspielen. Der Kardinal hat denn auch in seinem Interview versichert, daß er nicht Staatspräsident Gronchi gemeint habe und ebensowenig gewiß Adenauer, Raab, de Gaulle oder andere integre Politiker, die mit den Führern der Sowjetunion im Interesse des Friedens zusammengetroffen sind oder zusammentreffen werden, sondern daß er „allgemein gesprochen“ und das christliche Gewissen aller Katholiken angesprochen habe.

Sehr verständnisvoll schreibt dazu die französische Zeitung „Le Monde“: „Ein Katholik kann unter keinen Umständen die Bande zerreißen, die ihn mit den Brüdern verbinden, die um des Glaubens willen verfolgt werden. Da geht es um die Gewissensfreiheit. Da geht es um die Kirche selbst und ihre sichtbare Existenz . . . Der Atheismus ist massiv. Er entleiht bei den Religionen die schlimmsten Exzesse des Kreuzzugsgeistes . . . Diese wichtige Sache scheint die Völker, die Chruschtschew Beifall spenden, nicht zu berühren. Der Kardinal tadelt sie wegen ihrer Leichtfertigkeit. Aber die Völker werden nicht begreifen, daß man sie tadelt. Denn sie haben Furcht. Und niemand wird sie hindern, sich zu freuen, wenn der Griff der Furcht sich lockert.“

Von dieser Furcht, den erworbenen Wohlstand wieder zu verlieren und dem Grauen eines Atomkrieges ausgeliefert zu werden, geht die Versuchung aus, gute Miene zu dem bösen Spiel zu machen, das die Sowjetunion in ihrem Herrschaftsbereich treibt, und um des lieben Friedens willen sich in eine Koexistenz zu fügen, die die christlichen Brüder im Osten ihrem Schicksal überläßt. Diese Haltung veranlaßte den Kardinal zu seinen scharfen Worten. Sie sollten diejenigen wachrufen, die um des „materiellen“ Friedens willen bereit sind, auf die ideellen Werte zu verzichten.

Aber die Presse hat Kardinal Ottaviani auch die Frage gestellt, wie man denn aus dem Dilemma zwischen „fügbarer Koexistenz“ oder offenem Krieg einen Ausweg finden könne. „Man sieht nicht“, so schreibt die Turiner „Stampa“ (9. 1. 60), „was für ein konkreter Nutzen aus einer Rückkehr in die reine Abwehrposition herausspringen könnte.“ „Das Verdammungsurteil allein genügt

nicht.“ Auf die Betroffenen macht es keinen Eindruck, an den Tatsachen ändert es nichts, und die Zuhörer wiegt es in eine falsche Sicherheit, als wären sie und wir, der Westen, das christliche Lager, das nur noch die Hilfe der Mutter Gottes erbitten muß, um dann die Kommunisten zum Teufel zu schicken. „Bisogna star attenti, che il ricorso alla preghiera non si trasmuti in egoismo camuffato.“

Ähnliche Gedanken äußert „Le Monde“. Es ist bedenkenswert, daß zwei Weltzeitungen, unabhängig voneinander, am Schluß ihres Kommentars zu der großartigen Urteilsrede des Heiligen Offiziums der katholischen Kirche über das Verhalten gegenüber dem Kommunismus die Kurie auffordern: „Il doit donner aux autres le goût de la liberté spirituelle. Rude tâche.“

Aus Süd- und Westeuropa

Der Bischof von Porto als Exempel

Der Fall des Bischofs von Porto (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 347 f., und ds. Jhg., S. 114) ist weder

faktisch noch hinsichtlich der Diskussion in Portugal und Spanien, vor allem in kirchlichen Kreisen, als gelöst oder auch nur abgeschlossen zu betrachten. Auf Grund neuer authentischer Informationen ist es möglich, die jüngsten Vorgänge eingehender darzustellen.

Dr. António *Ferreira Gomes*, seit 1952 Oberhirte der nordportugiesischen Handelsmetropole, hat von Beginn seines Episkopats an soziale Initiativen entwickelt und mehrmals scharfe Kritik an der Politik Salazars geübt. In einem 24seitigen Brief vom 13. Juli 1958 beschuldigte er den portugiesischen Regierungschef einer „despotischen Wirtschaftspolitik“, der ungerechten Verteilung des Volkseinkommens und der Beraubung der „natürlichen Rechte“ seiner Staatsbürger. Salazar antwortete zunächst mit einer Propagandakampagne gegen den Bischof und dann mit einer öffentlichen Ansprache, in der er für die Kirche ernste Konsequenzen androhte, falls sie gegen die Übertretung der Schranken zwischen Kirche und Staat nichts unternehme. Diese Aufforderung wurde vom Episkopat und von Kardinalprimas Cerejeira ignoriert bzw. durch eine Reihe grundsätzlicher und kritischer Klarstellungen beantwortet.

Bischof Gomes war nun durch mehrere westeuropäische soziale und caritative Institutionen zu einer Besichtigung und zum Erfahrungsaustausch eingeladen worden. Eine entsprechende Reise war schon länger vorgesehen (und Bischof Gomes war auch vorher schon auf Auslandsreisen gewesen), so daß die Abreise im Juli 1959 nur fälschlich als Rückzug oder gar als Rücktritt gedeutet werden konnte. Als derartige Gerüchte auftauchten, wurden sie vom Ordinariat in einer öffentlichen Erklärung zurückgewiesen. — Soweit der Hergang, wie wir ihn a. a. O. bereits ausführlich berichtet haben.

Spanische Geheimpolizei

Bischof Gomes besuchte im Sommer vergangenen Jahres Sozialinstitute und caritative Organisationen in Frankreich, den Niederlanden, in Irland und der Bundesrepublik Deutschland. Wegen der politischen Vorgeschichte in Portugal vermied er dabei den Kontakt mit der Öffentlichkeit, und die Reise verlief ohne jeden Zwischenfall. Anfang Oktober wollte der Bischof programmgemäß in

sein Land zurückkehren. Schon am spanisch-französischen Grenzbahnhof Irún fiel ihm auf, daß ihm die spanische Polizei ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Im Hotel „Nacional“ in Madrid war er mit seinem Sekretär verabredet, der ihn im Auto nach Porto zurückbringen sollte. Beim Eintreten ins Gebäude erkannte er, daß er von spanischen Geheimpolizisten bewacht wurde. Er ging daraufhin sofort zur Madrider Nuntiatur, um seine Beobachtungen zu schildern. Es war dort nichts von irgendeiner gegen den Bischof gerichteten Aktion bekannt, doch wurde ihm geraten, vorläufig nicht nach Porto zu fahren. Er begab sich in das „Sozialinstitut Leo XIII.“ in La Granja bei Madrid, wo er bei Spaziergängen erneut die Beschattung durch Staatspolizisten feststellen mußte.

„An der Ausübung seiner Funktionen verhindert“

Wenige Tage später unterrichtete ihn der Apostolische Nuntius in Spanien, Erzbischof Ildebrando Antoniutti (von 1934 bis 1936 Auditor in Portugal), über die mittlerweile stattgefundenen diplomatischen Verhandlungen zwischen Lissabon und dem Heiligen Stuhl. Die Regierung Salazar hatte den Heiligen Stuhl davon in Kenntnis gesetzt, daß Bischof Ferreira Gomes nicht mehr nach Portugal einreisen dürfe; als Grund wurde angegeben, daß durch die bischöfliche Kritik an der staatlichen Sozialpolitik der religiöse Friede in der Diözese Porto ernstlich gefährdet worden sei. Vom Vatikan wurde umgehend geantwortet, daß gegen den Bischof nichts vorliege; sollte die portugiesische Regierung die Einreise dennoch verhindern, so werde der Heilige Stuhl einen Apostolischen Administrator ernennen und damit aller Welt kundtun, daß der Bischof von Porto an der Ausübung seiner Funktionen verhindert werde. Salazar beharrte auf seinem Standpunkt und war nicht zum Einlenken bereit. Daraufhin ernannte der Heilige Vater am 8. Oktober den Weihbischof von Porto, Florentino de Andrade e Silva, zum Apostolischen Administrator; es handelt sich um einen Schüler und engen Vertrauten von Bischof Gomes, der die Diözese ganz in dessen Sinn weiter verwalten wird. Die portugiesische Staatszensur verbot dem Kirchenblatt von Porto (der von uns schon mehrmals zitierten „Voz do Pastor“), den Namen Ferreira Gomes in Zukunft auch nur zu erwähnen.

Die Grenzpolizei verweigert die Einreise

Im Einvernehmen mit Nuntius Antoniutti entschloß sich der Bischof zu einem äußersten Schritt, um klare Tatsachen zu schaffen und die Verantwortlichkeit eindeutig festzulegen. Mit seinem Geheimsekretär als Zeugen reiste er am Sonntag, dem 18. Oktober 1959, bei Túy im äußersten Norden an die portugiesische Grenze, um die Einreise zu erzwingen.

In der portugiesischen Grenzstation verkündete der Polizeichef der PIDE (der gefürchteten Staatspolizei „Policia Internacional e de Defesa do Estado“), ein ehemaliger Priesterseminarist aus Bragança, dem Portuenser Oberhirten mit dem größten Bedauern, er habe strenge Order, seine, des Bischofs Gomes, Einreise in das Land zu verhindern. Bischof Gomes begnügte sich mit diesem Bescheid nicht und verlangte die Angabe von Gründen. Auch nach längerem Telefongespräch mit Lissabon erklärte sich der Polizeichef außerstande, nähere Auskünfte über das Einreiseverbot zu erteilen. Exzellenz Gomes protestierte daraufhin als portugiesischer Staatsbürger und als

residierender Bischof der Diözese Porto gegen diese Maßnahme, die der Rechtsordnung Portugals widerspreche und damit illegal sei.

Der Fall zieht auch in Spanien Kreise

Bischof Ferreira Gomes hatte im Oktober beim Erzbischof von Santiago de Compostela, Fernando Kardinal Quiroga y Palacios, eine betont herzliche Aufnahme gefunden. Als sich in der Beschattung durch spanische Geheimpolizisten nichts änderte, zitierte der Kardinal den örtlichen Polizeikommandanten zu sich und teilte ihm mit, er werde die ganze Angelegenheit auf der Kanzel öffentlich anprangern, wenn die Überwachungsmaßnahmen nicht augenblicklich aufhörten. Seitdem ist die Überwachung eingestellt worden oder aber wird so geschickt durchgeführt, daß sie nicht mehr auffällt.

Wegen des für ihn unzuträglichen Klimas mußte der Bischof im November Santiago verlassen. Auf Einladung des Erzbischofs von Valencia, Marcelino Olaechea Loizaga SDB, siedelte er in die drittgrößte spanische Stadt und Diözese am Mittelmeer über (auch dort handelt es sich um einen den Lesern der Herder-Korrespondenz bekannten „Sozialbischof“; vgl. zuletzt 12. Jhg., S. 165).

In kirchlichen Kreisen Spaniens haben die Maßnahmen gegen den Bischof von Porto helle Empörung ausgelöst. Wie verlautet, beabsichtigt der spanische Episkopat zusammen mit dem Heiligen Stuhl, ihm eine Seelsorgsaufgabe mit bischöflichen Funktionen in der Erzdiözese Valencia zu übertragen. Andererseits wird es durchaus für denkbar gehalten, daß das Franco-Regime dem Bischof die Aufenthaltsgenehmigung entzieht, um die engen spanisch-portugiesischen Beziehungen zu demonstrieren.

Aus dem Bistum Porto sind schon ganze Gruppen von Priestern und Laien nach Valencia gepilgert, um ihrem ins Exil gezwungenen Oberhirten ihre Anhänglichkeit zu bezeugen. Unmittelbar nach der Ernennung des Weihbischofs zum Apostolischen Administrator hat der Klerus von Porto eine Denkschrift an Kardinalstaatssekretär Tardini gerichtet; darin erklärten sich sämtliche Geistlichen der Diözese mit ihrem Bischof und mit dessen Haltung im kirchenpolitischen Konflikt solidarisch. Ausgenommen waren nur vier Geistliche, die vom portugiesischen Staat Pensionen erhalten.

Technischer Fortschritt und soziale Frage in Frankreich

Die Drohung der Massenentlassung von Arbeitern im Zuge der Rationalisierung lastet weiter auf dem nord-französischen Industrierevier. Die zuständigen Bischöfe haben, als es während des letzten Jahres in dieser Frage zu einer aktuellen sozialen Krise kam, mit Hirtenbriefen eingegriffen (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 355). Die dort angeführten Gedanken wurden vom Regionalseelsorger der französischen Katholischen Aktion der Arbeiter für dieses Gebiet, J. M. Leuwens, systematisch aufgearbeitet und als „Éléments de Doctrine Sociale“ veröffentlicht („La Croix“, 20. 1. 60). Wir geben dieses Dokument, das die derzeit in Frankreich anders als im deutschen Sprachraum gelagerten Sozialspannungen und das soziale Engagement der Katholiken widerspiegelt, in zusammenfassender Übersetzung wieder. Von vier Phänomenen der modernen industriellen Arbeitswelt aus werden die Bezüge zur Menschenwürde und zur christlichen Bestimmung des Menschen hergestellt.

Entlassung

Die Entlassung auf Grund von Rationalisierungsmaßnahmen wirft das Problem des persönlichen Verflochtenseins des Arbeiters mit dem Leben des Betriebes auf. Bei einer nach rein betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgten Entlassung wird eine ganz bestimmte falsche Konzeption der Arbeit und des Betriebes vertreten. Denn der Arbeiter ist keine Maschine, die man hin und her schiebt oder wirft „wie einen Spielball“ (Pius XII.). Er ist vielmehr ein menschliches Wesen, das durch seine Arbeit seine ganze Persönlichkeit in den Betrieb sowie seine Qualitäten als freies und selbstverantwortliches Wesen hineingibt, das dazu bestimmt ist, seine irdische und überirdische Erfüllung zu finden, und das schließlich zu der übernatürlichen Bestimmung, am Ende seiner Existenz Gott zu schauen, berufen ist. Wenn dieser Maßstab der menschlichen Person allgemein gilt, muß er auch für die Einstellung und Entlassung des Arbeiters sowie für das Verhalten ihm gegenüber berücksichtigt werden.

Gewerkschaft und Betriebsrat

Nach Ansicht der Kirche darf der Mensch nie isoliert gesehen werden. Dort, wo er in einem Industriebetrieb steht, ist es offensichtlich, daß er auf natürliche Weise in den organisierten Gruppen steht oder zu stehen hat, die das Leben der industriellen Gesellschaft heute ausmachen. Zur Zeit, im Rahmen des modernen Kapitalismus, ist die Gewerkschaft eine dieser organisierten Gruppen und der Betriebsrat — nach der französischen Gesetzgebung — ein anderes legales Mittel, die beide es dem Arbeiter erlauben, sich auf normale Weise zur Geltung zu bringen. Um diese oft polemisch angegriffenen Institutionen gerecht zu beurteilen, muß man sich die Worte Pius' XII. ins Gedächtnis zurückerufen: „Die Gewerkschaften entstanden als spontane und notwendige Folge des zum wirtschaftlichen System erhobenen Kapitalismus . . . In der Gewerkschaft sieht ihr eine feste Stütze der Wirtschaftsgesellschaft der heutigen Zeit, die mehr als einmal von der Soziallehre der Kirche anerkannt wurde.“ Als Ideal der Gewerkschaft nannte Pius XII. sogar die Verwirklichung der engen berufsständischen Verbundenheit der Arbeiterschaft (*promotion ouvrière*): „Bevor die Arbeiter auf die Hilfe der anderen Gruppen zählen können, müssen sie sich auf ihr eigenes Bemühen, ihre eigenen Verteidigungsanstrengungen und ihre gegenseitige Hilfe verlassen. Der wesentliche Punkt bei der Ausübung dieser letzteren ist das Gefühl engster Solidarität zwischen denen, die geben, und denen, die nehmen“ (Ansprache an die christlichen Gewerkschaften Italiens v. 28. 6. 1948).

Betriebsräte und Tarifverträge gehören zu den Instrumenten, die die Kirche allgemein mit dem Namen Berufsorganisation bezeichnet, besonders Pius XII. in einer Ansprache vom 21. 1. 46 an die Arbeitnehmer und Arbeitgeber der italienischen Elektroindustrie. Diese Instrumente erlauben es den Arbeitern, ihre Isoliertheit, Zersplitterung und Ohnmacht zu überwinden. Dadurch können sie ihre Rechte geltend machen und sie mit den Arbeitgebern auf der Stufe der Gleichberechtigung aushandeln.

Modernisierung und Mobilität der Arbeiter

Großangelegte Modernisierungen in Betrieben, die zu umfangreichen Personaleinsparungen und Strukturverän-

derungen der Beschäftigungsverhältnisse ganzer Wirtschaftsregionen führen, werfen zwei Problemkreise auf: die technischen Fragen der Betriebsumgestaltung selbst und die Umorientierung der Arbeitskräfte.

Kein Denker unserer Zeit hat stärker als Pius XII. vor den Gefahren gewarnt, die ein übertriebener technischer Fortschritt erzeugen kann. Als eine der schwerwiegendsten Folgen zeigte er die Entpersönlichung des Menschen auf. Sie stellt sich nur zu oft ein, wenn neue Produktionstechniken eingeführt werden, ohne daß überhaupt an den Menschen gedacht wird, der Herr bleiben muß und nicht Sklave der Maschinenwelt werden darf.

Diese Feststellungen und Überlegungen führten jedoch bei Pius XII. nicht zu einem notwendigerweise negativen Urteil über den technischen Fortschritt. Er fordert nur, daß dieser technische Fortschritt, der vom Schöpfer gewollt ist, als zweitrangig in der Wertordnung steht. Die Arbeiter selbst anerkennen ja auch, daß nur mit Hilfe der Rationalisierung die Betriebe verbessert werden können und daß die Rationalisierung — sorgfältig gehandhabt und kontrolliert — ein Mittel des sozialen Fortschritts sein kann.

Was die industrielle Umgestaltung regionaler Wirtschaftsbezirke betrifft, zeigte der Bischof von Tournai, Charles Marie Himmer, in dessen Diözese das erschöpfte belgische Kohlengebiet der Borinage liegt (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 355), folgende Richtlinie auf: Die noch einigermaßen rentablen Zechen müssen finanziell gestützt werden. Nur wenn es keine andere Lösung mehr gibt, sind unrentable Industriezweige durch andere zu ersetzen. Für eine solche Reorganisation stellte er drei moralische Bedingungen:

- a) Der Reformplan darf nur dann die Schließung alter Betriebe vorsehen, wenn dies unumgänglich notwendig ist.
- b) Die für die Wirtschaftsorganisation einer Gegend Verantwortlichen, die Betriebsstillegungen beschließen, müssen größte Sorge dafür tragen, daß die entlassenen Arbeiter die Sicherheit haben, einen anderen Arbeitsplatz zu erhalten. Das erfordert die soziale Gerechtigkeit.
- c) Wer ein solches Werk beginnt, sollte jedoch die Grenzen der reinen Gerechtigkeitsforderungen sprengen. Eine großartige Gelegenheit ist ihm dazu gegeben, indem er die industrielle Neugestaltung und den Wohnungsneubau im Sinne einer sozialen und menschlichen Besserstellung gestaltet.

Klassenkampf

Dadurch, daß die Grundgegebenheiten der christlichen Soziallehre und des Naturrechts nicht beachtet werden, entsteht auch heute in der modernen Wirtschaftsgesellschaft, die durch den Liberalismus inspiriert ist, der Klassenkampf. Die Kirche hat ihrerseits oft den Klassenkampf als Tatsache anerkannt, als eine beklagenswerte Tatsache, die der Nichtbeachtung der natürlichen Gesetze des sozialen Lebens entspringt. Diese Tatsache belastet die Arbeiterklasse und gefährdet aufs schwerste ihr Heil. Deshalb besteht die Pflicht, mit allen Kräften und im Geiste Christi sowohl die Ungerechtigkeiten, die Ursachen des Klassenkampfes sind, als auch die Sünden, die seine Begleiterscheinungen sind, zu bekämpfen (der Verfasser verweist hier auf die Broschüre „La lutte des classes“, herausgegeben von der Bischöflichen Kommission für die Katholische Aktion der Arbeiter). Dadurch erfolgt eine christliche Reinigung des marxistischen Prinzips des Klassenkampfes,

auf die schon Pius XI. in *Quadragesimo Anno* hinzielte: „Werden die Feindseligkeiten und der Haß gegenüber der anderen Klasse aufgegeben, so kann der verwerfliche Klassenkampf entgiftet werden und sich wandeln in ehrliche, vom Gerechtigkeitssinn getragene Auseinandersetzung zwischen den Klassen . . . , die als Ausgangspunkt dienen kann und soll, von dem aus man sich zur einträchtigen Zusammenarbeit der Stände emporarbeitet.“

Die katholische Schule und Presse in Dänemark

Wie wir schon öfter darauf hingewiesen haben (zuletzt 11. Jhg., S. 363), verfügt die Kirche in Dänemark — im Gegensatz zu den anderen Diözesen in den skandinavischen Ländern — über ein wohl ausgebautes Schulsystem. Nach dem neuesten Stand (vgl. NCWC News Service, 18. 1. 60) beträgt die Zahl der katholischen Schulen in Dänemark 42 (1956: 26), davon befinden sich 9 in der Hauptstadt Kopenhagen. Das ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß die 27 000 Katholiken unter den rund 4,45 Millionen Landesbewohnern nur eine verschwindende Minderheit bilden. (Die ganze Diözese Kopenhagen, die sich mit den Landesgrenzen Dänemarks deckt, zählt nur 39 Pfarreien.) Der intensive Ausbau des Schulwesens während der letzten Jahre war den Katholiken nur deshalb möglich, weil der Staat zu 80 Prozent die Privatschulen unterhält und Schulneubauten bis zu 90 Prozent durch zinslose Darlehen subventioniert. (Die Kirche hingegen erhält — wie übrigens in ganz Skandinavien — vom Staat keine Zuschüsse.) Zu den Schulen kommen weiter 12 Kinderheime bzw. Kindergärten, drei Haushaltungsschulen, ein Schulungszentrum für Krankenschwestern (ferner 16 Krankenhäuser und 11 Erholungs- und Altersheime). Auch wenn sich alle diese Einrichtungen einer wohlwollenden Unterstützung durch den Staat und die Kommunen erfreuen — Dänemark kennt z. B. keinen Schulkampf —, so lassen diese Zahlen doch erkennen, welche außerordentlichen Aufgaben mit dem Unterhalt dieser Einrichtungen für die Handvoll dänischer Katholiken verbunden sind.

Von den 42 katholischen Schulen sind 36 Volksschulen und 6 Mittel- bzw. Höhere Schulen. Von den fünf Mittelschulen — es handelt sich bei ihnen um die ein Jahr dauernde Mellemskole und die sich daran für ein weiteres Jahr anschließende „Realklasse“ — haben vier staatlich anerkannte Abschluszeugnisse. Ebenfalls staatlich anerkannt ist das einzige katholische Gymnasium des Landes, das von Jesuiten geleitete Niels-Stensen-Gymnasium, das mit dem Maturat, also dem Nachweis für Hochschulreife, abschließt. Wie der Bischof von Kopenhagen, Johannes Theodor Suhr OSB, vor kurzem erklärte, sind alle katholischen Schulen voll ausgelastet, und „nichtkatholische Eltern sind sehr darauf bedacht, ihre Kinder in katholische Schulen zu schicken“.

Eine katholische Heimschule

Dagegen verfügte die Diözese bis jetzt über keine eigene Jugend-Heimschule. Diese Lücke soll jetzt geschlossen werden. Die Jugend-Heimschule, ein bei uns weitgehend unbekannter Schultyp, ist in Dänemark weitverbreitet. Sie hat sich aus der Volkshochschulbewegung, deren Bedeutung für die Erwachsenenbildung bekanntlich in den skandinavischen Ländern überaus groß ist, entwickelt. Die Jugend-Heimschule (also eine Schule auf Internatsbasis) ist ein besonderer Typ von Fortbildungsschule für

Jugendliche über 14 Jahre. Sie wird wohl vom Staat gefördert, jedoch — wie auch die Volkshochschulen — von privaten, d. h. gesellschaftlichen Gruppen (Gewerkschaften, politischen Parteien, religiösen Gemeinschaften) unterhalten. Vor allem werden die Bildungsinhalte und -ziele von diesen Trägergruppen bestimmt. Die Jugendlichen, die in Dänemark nicht zum Besuch einer Berufsschule durch das Gesetz verpflichtet sind, erhalten in diesen Anstalten für eine gewisse Zeit einen theoretischen wie praktischen Unterricht, der auf den Kenntnissen der Elementarschule aufbaut, darüber hinaus die Jugendlichen aber befähigen soll, mit den besonderen Problemen unserer Zeit fertig zu werden; es sind also Schulen, die sich vor allem mit dem „savoir vivre“ befassen.

Anfang dieses Jahres hat nun der ehemalige Staatsminister Siegfried M. Riishoejgaard — er konvertierte vor zwei Jahren mit seiner Frau und schied damit als Kirchenminister aus der Regierung aus — den Grundstein für die erste katholische Jugend-Heimschule Dänemarks gelegt. Die Schule wird erbaut in der Nähe von Gravenshoved und soll im September dieses Jahres bezugsfertig sein. Als ihr erster Direktor ist S. M. Riishoejgaard vorgesehen, der zur Zeit als Lehrer an der Pfarrschule in Kolding unterrichtet. Riishoejgaard wird den ersten Kursus, der über vier oder fünf Monate laufen wird, mit 40 Jungen und Mädchen im Herbst beginnen. Die Schul- und Unterhaltskosten werden pro Teilnehmer monatlich ca. 200 DM betragen, doch hofft Riishoejgaard, diesen Satz durch staatliche und kommunale Beihilfen wesentlich senken zu können. Die katholische Jugend-Heimschule wird auch von Jugendlichen aus Norwegen, Schweden und Finnland besucht werden können.

Presse und Schriftumsapostolat der dänischen Katholiken

Verglichen mit dem Schulwerk der dänischen Katholiken, ist die Bedeutung ihres Presse- und Schriftumsapostatates für das Land gering. Eine katholische Tagespresse existiert verständlicherweise in Dänemark nicht. Hingegen verfügen die Katholiken über eine Wochenzeitung, die seit 1849, dem Jahr der Glaubensfreiheit für die dänischen Katholiken, bis heute ununterbrochen erscheinen konnte. „Katolsk Ugeblad“, mit 16 Seiten in Quartformat, hat heute 2500 Bezieher. Wie alle skandinavischen Kirchenblätter verzichtet das Blatt auf eine Unterhaltungsbeilage und behandelt fast ausschließlich Fragen des Glaubens und des kirchlichen Lebens. Auch über die Ereignisse in der Weltkirche wird regelmäßig berichtet. Die Vierteljahreszeitschrift „Catholica“ wendet sich vor allem an gebildete Kreise. Sie genießt auch unter Nichtkatholiken Ansehen. Neben der „Catholica“ besteht noch eine Zeitschrift für Theologie und Philosophie (für sämtliche skandinavischen Länder), „Lumen“. Sie wird von den in Skandinavien stationierten französischen Dominikanern herausgegeben, die in den Schriftleitungen sämtlicher skandinavischer katholischer Publikationen vertreten sind.

Außer den Pfarrblättern und vervielfältigten Schriften erscheint noch seit 1916 der von den Jesuiten herausgegebene „Sendbote des Göttlichen Herzens“, der sich großer Beliebtheit erfreut. Eine eigene Jugendzeitschrift gibt es nicht, doch hat die katholische Aktion „für das gute Jugendbuch“ beträchtlichen Erfolg gehabt. Von privater katholischer Seite wurde eine Jugendschriftenreihe auf Subskriptionsbasis — die „Don-Bosco-Bücher“ — gegrün-

det, die 1959 über den katholischen Leserkreis hinaus großes Interesse in der dänischen Öffentlichkeit gefunden hat. Eine kleine katholische Verlagsanstalt mit Buchhandel bemüht sich um die Verbreitung spezifisch katholischer Broschüren und Verlagswerke. Wie bereits berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 578), brachte dieser Verlag kurz vor Weihnachten 1958 eine dänische Übersetzung des neuen deutschen „Katholischen Katechismus“ heraus, der auch unter den Lutheranern eine sehr gute Aufnahme gefunden hat. Die Auflagen katholischer Werke sind meistens bescheiden, und das dafür investierte Kapital bleibt oft für lange Jahre gebunden. Wie KIPA (26. 1. 60) vermutet, ist das mit ein Grund, weshalb sowohl katholische Schulen wie Privatpersonen in Dänemark auf offizielle protestantische Übersetzungen des Alten und Neuen Testaments zurückgreifen müssen: die katholischen Übersetzungen sind seit Jahren vergriffen. Die vor kurzem erschienene Übersetzung von Maria Fargues „Histoire Sainte d'après les textes bibliques“ sucht diesem Mangel in etwa abzuwehren. Bei ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit können die Katholiken in diesem Lande einen direkten Einfluß auf Film, Funk und Fernsehen nicht ausüben. Doch ist seit Jahren ein Verband katholischer Rundfunkhörer und Fernseher bemüht, bei der jährlichen Abstimmung der Programme durch den Aufsichtsrat seine Stimme geltend zu machen, was durchaus mit Erfolg geschieht. Viermal jährlich findet die Ausstrahlung eines einstündigen katholischen Gottesdienstes statt, und der dänische Staatsrundfunk, der Rundfunk wie Fernsehen umfaßt, läßt einen katholischen Sprecher regelmäßig im Zeitfunk aktuelle katholische Ereignisse berichten und kommentieren.

Aus Lateinamerika und den Philippinen

Verlängerte Ausnahmeregelungen für Lateinamerika und Philippinen

Durch ein kürzlich veröffentlichtes Dekret der Konsistorialkongregation vom 8. August 1959 (unterzeichnet von Marcello Kardinal Mimmi und Erzbischof Giuseppe Ferretto) wurden die liturgischen Privilegien, die Papst Leo XIII. für Lateinamerika und später auch für die Philippinen gewährt hatte, für weitere zehn Jahre verlängert. Diese Regelung trägt den außerordentlichen Seelsorgssituationen in diesen Ländern Rechnung und gibt folgende Ausnahmeregelungen:

1. Die Bischöfe können Pfarrern und Missionaren die Erlaubnis erteilen, Taufwasser nach der kurzen Formel Papst Pauls III. zu weihen, falls es schwierig ist, Weihwasser an den Ort der Taufe zu bringen.
2. Pfarrer oder Missionare, die „aus Zeitmangel oder Übermüdung“ nicht die vollständigen Zeremonien für die Erwachsenentaufe befolgen können, dürfen mit Erlaubnis ihrer Ordinarien den verkürzten Ritus Papst Pauls III. verwenden.
3. Die Ordinarien dürfen bestimmten Priestern die Befugnis zur Firmung erteilen, aber „niemals einfachen Priestern, die am Ort der Sakramentenspendung leben“. Die Vorschriften der Sakramentenkongregation müssen eingehalten werden.
4. Die Ordinarien können Priester delegieren, außerhalb ihres Pfarrsitzes Trauungen vorzunehmen; die Rechte des Pfarrers müssen jedoch respektiert und die Eheschließungen im Pfarregister eingetragen werden.
5. Die Ordinarien dürfen von Ehehindernissen dispen-

sieren, die normalerweise dem Heiligen Stuhl vorbehalten sind; ausgenommen sind aber Hindernisse wegen heiliger Weihen, direkter Abstammung oder Verbrechen (can. 1075).

6. Die Gläubigen dürfen während des ganzen Jahres eine Ehe schließen, in der stillen Zeit allerdings ohne Formalitäten.
7. Im Bedarfsfall dürfen heilige Öle auch älteren Datums verwendet werden, vorausgesetzt, daß sie nicht älter als zwei Jahre und nicht zersetzt sind.
8. In Orten ohne Kirche oder bei großer Entfernung von der nächsten Kirche dürfen tragbare Altäre verwendet werden.
9. Die Ordinarien können die Erlaubnis zur Zelebration auf Schiffsreisen unter der Bedingung erteilen, daß durch einen ruhigen Seegang ein Verschütten der heiligen Gestalten ausgeschlossen ist.
10. Mit Genehmigung ihrer Ordinarien dürfen Priester bei schwierigen Transportverhältnissen anstelle des Altarsteins Reliquien aus Textil verwenden; die Rubriken über Altartücher und Korporale müssen jedoch eingehalten werden.
11. Die Gläubigen in Lateinamerika können ihre Osterpflicht in der Zeit zwischen Septuagesima und dem 6. Juli (Fest U. L. Frau vom Karmel) erfüllen.

Die kirchenpolitischen Spannungen in Haiti

Der am 20. August 1959 gegen den Erzbischof von Port-au-Prince erlassene Haftbefehl (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 59 f.) ist erst Ende November zurückgezogen worden; dies war das Ergebnis der Verhandlungen zwischen dem Apostolischen Nuntius, Erzbischof Domenico Enrici, und dem Staatspräsidenten François Duvalier. Die schon lange schwelenden Spannungen können dadurch keineswegs als beseitigt gelten. Wie die französische Missionszeitschrift „Missi“ (Lyon - Paris, November 1959) meldet, beabsichtigt radikale nationalistische Kreise der Negerrepublik, den bevorstehenden hundertsten Jahrestag des Konkordatsabschlusses — den 28. März 1960 — als Anlaß zu benützen, um das Konkordat zu kündigen und die rund 200 französischen Priester auszuweisen.

Der Heilige Stuhl hat kürzlich einen kanadischen Priester, Maurice Choquet CSC, zum Titularbischof ernannt (die Bischofsweihe fand am 15. September in Montreal statt) und ihn als Weihbischof dem gleichfalls aus Kanada stammenden Oberhirten von Cap Haïtien, A. F. Cousineau CSC, zugeteilt. Die Regierung von Haiti hat die Zustimmung zu dieser Ernennung mehrmals und definitiv verweigert; eine solche Zustimmung ist (entgegen der Darstellung in „Informations Catholiques Internationales“, 15. 11. 59) gemäß dem Konkordat nötig. Die Regierung hat zudem die im Konkordat vorgesehenen Zuschüsse für das Große Seminar des Landes gekündigt; auch ihre übrigen finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Kirche kann sie infolge der katastrophalen wirtschaftlichen Lage zum größten Teil nicht mehr erfüllen.

Die fünf ältesten eingeborenen Priester des Erzbistums Port-au-Prince (im ganzen gibt es etwa 100 eingeborene Priester und einen eingeborenen Bischof) haben sich in der katholischen Tageszeitung „La Phalange“ (5. 9. 59) hinter ihre Hierarchie gestellt und jede innere Spaltung des Klerus von sich gewiesen. Sie bezeichneten ihre Loyalität gegenüber der Kirche als absolut, ihre Loyalität gegenüber

dem Staat aber als relativ, d. h., sie erstreckte sich hier nur auf *gerechte Gesetze*.

In der französischen Presse waren eine Reihe irreführender Berichte und Kommentare über den Kirchenkonflikt in Haiti erschienen; die schon zitierte Nummer der „Missi“ mußte eine ganze Liste von Richtigstellungen veröffentlichen.

Internationale Religionswoche in Manila

Im Rahmen des Pax-Romana-Kongresses (26. 12. 1959 — 9. 1. 1960) in Manila (Philippinen) veranstaltete die UNESCO unter Mitwirkung der Pax Romana eine internationale Religionswoche (2. — 9. Januar). Experten der großen Weltreligionen fanden sich hier zusammen. Die UNESCO ist bekanntlich bemüht, die Völker kulturell einander näherzubringen. Das wird nur dann gelingen, wenn man sich gegenseitig versteht, die verschiedenen Kulturen kennen und schätzen lernt. Nur bei gegenseitiger Wertschätzung und Liebe werden die vielen Nationen friedlich nebeneinander leben und unter sich freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Kultur ist meistens mit Religion eng verknüpft. Das mag wohl der Grund gewesen sein, weshalb die Weltreligionen zum Gegenstand dieser Tagung gemacht wurden.

Außer dem Vorsitzenden, Prof. O. Lacombe, Paris, waren von der UNESCO zwölf Experten eingeladen worden, jeweils Vertreter der verschiedenen Religionen. Von seiten der Pax Romana waren auch katholische Experten bestellt worden. Außer diesen Fachleuten konnten natürlich die Mitglieder der Pax Romana den Sitzungen beiwohnen. Zudem wurden auch „Beobachter“ zugelassen, die auf der Tribüne Platz nahmen. Ihre Zahl schwankte zwischen 100 und 150, während die eigentlichen Teilnehmer kaum hundert ausmachten; denn von den Vertretern der Pax Romana (etwa 150 aus aller Welt) wohnten den Sitzungen der Religionswoche meistens nur die Führer und die geistlichen Beiräte bei.

Das Zentralthema der Tagung könnte etwa so wiedergegeben werden: Der Einfluß und der Widerhall der großen Religionen im Leben der Völker des Ostens und Westens in der Gegenwart. Die meisten Weltreligionen kamen zur Sprache. So der Hinduismus (S. B. Das Gupta, Kalkutta), der Islam (M. Husain, Karatschi, und O. Yahia, Syrien), der Mahayana-Buddhismus (H. Nakamura, Tokio), der Schintoismus (M. Shibata, Kyoto), das Judentum (S. Greenberg, Los Angeles), der Protestantismus (H. Kramer, Genf), der getrennte christliche Osten (N. Louvaris, Athen), der Katholizismus (H. de la Costa SJ, Manila). Ein Vortrag über den Konfuzianismus war vorgesehen; der Redner (Dr. Hsieh, Taipei, Formosa) erschien aber nicht. Die einzelnen Referenten zeigten auf, wie die Grundideen ihrer Religion und deren innere Werte im Leben des ganzen Volkes, in seiner Entwicklung, in seiner Kultur, in seinen Einrichtungen sich auswirkten.

Obwohl die großen Religionen unter sich sehr verschieden sind, waren doch die meisten Vertreter auf dieser Tagung sichtlich bemüht, jene Elemente ihrer Religion herauszuheben, die zu einem friedlichen Zusammenleben der Völker, zu gegenseitiger Gerechtigkeit und Liebe und zum Weltfrieden beitragen können.

Der Hinduismus

Der Kerngehalt des Hinduismus wurde unter diesen Gesichtspunkten von Professor S. B. Das Gupta durch die

Zitierung einer alten Mönchsweisheit einführend zusammengefaßt: „Ich beschwöre euch: klärt alle Gegenden der Erde durch das Licht der Religion auf, so daß die Welt nicht im Dunkeln bleibt.“ Der Hinduismus ist, nach den Worten Das Guptas, keine historische Religion. Er wuchs organisch und ist bei verschiedenen ethnischen Gruppen in je anderer Form eingewurzelt, versucht sie jedoch zu vereinen. Gegenüber dem Fortschritt habe sich der Hinduismus nie polemisch verhalten, sondern sich positiv bemüht, die Ergebnisse der Wissenschaft in seine Kosmologie einzuarbeiten.

Heute verändert die industrielle Gesellschaft das dörfliche Leben, die Stellung der Frau und der Familie sowie das alte Kastensystem, dessen Ursprung gesund war. Dadurch gewinnt der Marxismus eine gewisse Anziehungskraft auf die indische Bevölkerung. Doch ist nur eine kleine Minderheit intellektuell dem Marxismus verfallen. Viel größer ist die Zahl derer, die, ohne die materialistische Dialektik zu durchschauen, ihr Sympathie entgegenbringen. Auf eine große Anzahl Jugendlicher übt der Marxismus eine romantische Anziehungskraft aus.

Welches Gegengewicht der Hinduismus gegen diese Verführung setzen kann, konnte Professor Das Gupta zwar nicht genau sagen, doch lege der Hindu — im Gegensatz zum Marxisten — größten Wert auf das innere Leben und die Kontemplation auch in der Welt der Maschine und der Industrie. Die Seele allein gibt der übermäßig groß gewordenen Welt ihre Einheit. „Ich finde in mir das ganze Universum wieder; und ich finde mich im ganzen Universum. Diese universelle Gemeinschaft führt zum Glauben an die Gewaltlosigkeit, die zur Natur des Hindu gehört. Der Hinduismus ist keine Politik, sondern eine Geistigkeit, die zur größten Triebkraft im Menschen werden muß, stärker als die Atomkraft; denn sie ist Ausdruck der kosmischen Einheit.“

Buddhismus und Schintoismus

Begrifflich fast zu scharf gefaßt, verteidigte Professor Hajime Nakamura, Tokio, den Buddhismus. Er zeigte seinen toleranten und synkretistischen Charakter auf, der jedem Religionskrieg abhold sei. Er besitzt, nach den Ausführungen Professor Nakamuras, kein dogmatisches Gerüst, sondern ist vor allem eine Ethik, die auf den Polen des Ich, des Mitmenschen und des Guten beruht. Der Buddhist erreicht seine Reinigung durch die Leere, die jedoch kein inneres Erlöschen sei, sondern einem Spiegel vergleichbar ist, der jedes Bild zurückstrahlt. Jedem Buddhisten schwebt der Friede als höchstes Ziel vor.

Die nationale Situation Japans wurde deutlich im Referat von Professor Minoru Shibata, Kyoto, über den Schintoismus. Die Kriegs- und Nachkriegszeit brachten eine ungeheure Erschütterung der Gläubigen. Der Redner faßte die Flexibilität und Anpassungsfähigkeit der japanischen Seele in folgendem Zitat zusammen: „An welche Religion glaube ich? Darauf kann ich keine unmittelbare Antwort geben. An den Feiertagen gehe ich zu den schintoistischen Priestern. Die Beerdigungen in der Familie hält ein buddhistischer Mönch. Mein Verhalten wird von den Maximen des Konfuzianismus und der christlichen Moral bestimmt.“ Zur religiösen Praxis in Japan stellte Professor Shibata fest: „Wenn auch nach einer Periode des Suchens unmittelbar nach der Niederlage das Volk heute die Tempel nun wiederaufbaut und den religiösen Zeremonien ihren Prunk von einst verleiht, so darf man sich doch über

die Bedeutung dieser Wiedergeburt keinen Illusionen hingeben. Der neue Ise-Tempel mag ein Wunder an Schlichtheit und Ausdruckskraft sein und von der ganzen Welt bewundert werden, die Jugend bleibt der Religion gegenüber gleichgültig und sieht im Schintoismus ein folkloristisches Überbleibsel. Die wirtschaftliche Revolution Japans hat die soziologischen Grundlagen dieser Volksreligion untergraben.“

Monotheismus und Brüderlichkeit

In der Fragestellung der Tagung nach den politisch-ethischen Werten der großen Religionen ergab es sich als selbstverständlich, daß die großen monotheistischen Religionen, das Christentum, das Judentum und der Islam, die den einen Schöpfergott anerkennen, die brüderliche Gemeinschaft aller Menschen in den Vordergrund stellen. Das wurde klar, als z. B. Prof. Greenberg, gestützt auf den inspirierten Bericht der Genesis, betonte, daß es nur einen Gott gibt, daß dieser den ersten Menschen erschuf und daß von diesem ersten Menschen das ganze Menschengeschlecht abstammt, daß somit in Wirklichkeit alle Menschen einen und denselben Gott haben und unter sich Brüder sind, sich also gegenseitig lieben müssen, aber auch gegenseitige Verantwortung tragen. Aus einer anderen Perspektive zeigte dann H. Nakamura, daß es schon im ursprünglichen Buddhismus ein Grundgesetz war, man müsse den Mitmenschen lieben und für seine Wohlfahrt besorgt sein. Dieser Grundsatz habe sich im ganzen Moralgesetz ausgewirkt und auf die Entwicklung des sozialen Lebens der buddhistischen Völker einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Das habe auch Folgen für die Politik unter den Nationen. Das politische Leben sollte sich abwickeln ohne Gewaltanwendung (Hinrichtung, Verletzung, Schädigung) und ohne Eroberung. Zwistigkeiten sollten auf friedlichem Wege beigelegt werden. Professor Shibata sagte am Schluß seines Referates über Schinto wörtlich: „Es war einmal eine Zeit, als der Schinto, welcher ursprünglich wahrscheinlich polytheistisch war, unter dem Einfluß des Christentums eine monotheistische Richtung anzunehmen schien. Nun, ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, wo der Schintoismus solche christliche Ideen aufnehmen wird wie Humanismus und Nächstenliebe.“

Schwieriger Dialog

Des öfteren wurde Gelegenheit zur Diskussion geboten, d. h., es konnten Fragen gestellt werden, die dann vom entsprechenden Referenten beantwortet wurden, wenn es auch sehr selten zu einem eigentlichen Wechselgespräch kam. Nur ein Beispiel sei hier angeführt, weil es einen Punkt berührt, der auch in der Mitte des religiösen Dialogs in Europa steht. Nach dem Vortrag Dr. Kramers über den Protestantismus stellte Prof. Greenberg die Frage, wie sich im Protestantismus Schrift und Tradition verhielten. Der Referent erklärte zunächst, daß in dieser Frage innerhalb des Protestantismus im Laufe der Zeit ein bedeutender Wandel vor sich gegangen sei. Zu Beginn der Reformation habe man sich dagegen gewehrt, daß die Tradition über der Heiligen Schrift stehe. Dies habe dann dazu geführt, die Tradition überhaupt zu verwerfen und nur die Schrift als Glaubensquelle gelten zu lassen. Später seien die Gelehrten nach und nach zur Überzeugung gelangt, daß man ohne die Tradition nicht leicht auskomme.

Denn schließlich müsse man doch eine sichere Norm haben, um zu bestimmen, welche Bücher inspiriert sind und besonders wie das Wort Gottes, das in der Heiligen Schrift niedergelegt ist, auszulegen sei. Diese Norm biete die Tradition, die infolgedessen notwendig sei, und daher könne man in gewissem Sinn sagen, nicht nur daß die Tradition notwendig sei, sondern auch daß sie irgendwie über der Schrift stehe. Damit wäre das „Sola Scriptura“-Prinzip natürlich aufgegeben. Prof. Greenberg wollte dem Problem noch weiter nachspüren und bemerkte, daß dieses Problem auch im Judentum und im Islam besteht und schließlich in allen Religionen, in denen „heilige Bücher“ anerkannt werden. Denn in allen diesen Fällen könne man der Frage nicht ausweichen, wie der „heilige“ Text zu verstehen sei; man sei auf eine mündliche Überlieferung angewiesen. Hier mußte das Gespräch wegen Zeitmangels abgebrochen werden. Es wäre natürlich noch zu bestimmen gewesen, was Tradition genaugenommen besagt. Damit wäre man auf die Frage gestoßen, wie eine sichere Norm der Auslegung zu gewährleisten ist, das heißt auf die Frage der Autorität oder, anders gesagt, des Lehramtes.

Schlußfolgerungen

Am Schluß der Religionswoche kamen die Experten in folgenden Punkten überein:

- 1) In späteren Tagungen dieser Art sollten die Themen enger gefaßt, auf ein spezifisch begrenztes Gebiet abgesteckt sein, wie etwa Erziehung, Überbevölkerung, Geburtenkontrolle usw.
 - 2) Die betreffenden Themen sollten nicht auf dem Niveau hoher religiöser Grundsätze, sondern mehr vom praktischen Standpunkt aus besprochen werden.
 - 3) Gegenseitige Toleranz sollte auch in den folgenden ähnlichen Treffen aufrechterhalten werden.
- Der Vorsitzende, Prof. O. Lacombe, äußerte sich dahin, daß das Zentralthema dieser Tagung es von vornherein ausschloß, daß irgendwelche Art von Einvernehmen in religiösen Grundsätzen formuliert würde. Der Vertreter der UNESCO in Paris, Jacques Havet, bemerkte, diese erste Tagung habe immerhin Wege frei gemacht und Ausblicke eröffnet, die zum besseren Verständnis der verschiedenen Kulturen des Ostens und Westens führen werden. Das nächste Treffen der Experten werde voraussichtlich 1961 oder 1962 stattfinden.

Aus den Missionen

Daß die Katholiken in den Missionsländern in die Lage versetzt werden, den Gefahren glaubens- und sittenfeindlicher Presseerzeugnisse wirksam entgegenzuarbeiten. Missionsgebetsmeinung für April 1960

Nur ganz wenige Missionsländer, wie etwa Japan, die seit langem die allgemeine Schulpflicht haben, weisen einen ganz geringen Prozentsatz von Analphabeten auf. In den übrigen ist die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen meist noch sehr groß. Aber ihre Zahl vermindert sich dauernd. Am augenfälligsten ist hier der schnelle Rückgang des Analphabetismus in den großen Bereichen der Erde, deren Bewohner man gestern noch zu den sog. Primitiven rechnete. Im Augenblick bemüht sich die australische Mandatsregierung, kaum entdeckte Gebiete Neuguineas mit einem System von Schulen zu überziehen. Im Bereich der Communauté Française wurde im Jahre

1930 erst ein Prozent der im Schulalter befindlichen Jugend schulisch erfaßt, 1946 waren es schon 9 Prozent, 1959 28 Prozent. Im Kongo und in Britisch-Afrika ist der Fortschritt auf diesem Gebiete noch stärker. Immer mehr dringt die nach westlichem Vorbild aufgezogene Schule heute auch bis nach Zentralasien vor, und in Lateinamerika steht die Bekämpfung des Analphabetismus wenigstens in jedem Regierungsprogramm, mag auch nicht überall wegen der ewigen Finanzkrisen dem Willen die Tat entsprechen. Alle ideologischen Spaltungen der Menschheit im letzten Jahrhundert haben die Entwicklung des Schulwesens nicht beeinträchtigt. Wurde ein politisches System gestürzt, so nahm das nächste die vorgefundene Schularbeit wieder auf.

Die christlichen Missionen waren die Pioniere des Schulwesens in den heutigen Entwicklungsländern. Die Kolonialmächte stellten dann später teilweise den Schulsystemen der christlichen Bekenntnisse eigene staatliche gegenüber, bekämpften sie sogar bisweilen, nie aber mit dem Ziele, die Entwicklung des Schulwesens als solche zu unterdrücken. Es kam vielmehr zu einer Konkurrenz der privaten und öffentlichen Schulträger mit dem Ergebnis, daß die Anstrengungen beider Teile den Bereich der Schulbildung dauernd vergrößerten. Kein Kulturkampf gegen die christliche Schule in den Kolonialländern wollte die Schüler der Bildung berauben. Man wollte nur die geistige Ausrichtung der Schulen ändern. Der vordringende Kommunismus nahm der Kirche die Schulen mit den Schülern, um dann diese ganze Eroberung in ein neues, in schnellem Aufbau entwickeltes eigenes Schulsystem zu überführen, das die gesamte Jugend des Landes erfassen sollte. Man denke nur an den Einbau der mehr als 2000 katholischen Missionsschulen Chinas in ein seither gigantisch entwickeltes Volksschulwesen. Die Farbigen mochten noch so viele Ressentiments gegen die westlichen Imperialisten hegen: sie drängten sich doch zu ihren Schulen. Beim Übergang zur Selbständigkeit stehen für sie die Schulen nicht in Frage. Sie fördern sie weiter und bauen sie aus. Auch ihr Ideal ist die allgemeine Schulbildung. Nie unterdrücken sie christliche Missionsschulen als Schulen, sondern suchen sie höchstens in ihre Hand zu bekommen und geistig umzustellen. Man denke an den Südsudan, wo ein komplettes katholisches Schulwesen mit Einschluß der Lehrkräfte vom Staate übernommen wurde. In den Vereinten Nationen mag noch soviel Meinungsverschiedenheit herrschen, aber in der Frage der Ausdehnung der Schulbildung ist man eines Sinnes, und die UNESCO macht die größten Anstrengungen, um den Menschen aller Nationen möglichst bald die Kunst des Lesens und Schreibens beizubringen.

Wenn irgendwo in den Entwicklungsländern der Aufbau des Schulwesens ins Stocken gerät, so sind die Gründe im Mangel an Lehrkräften und finanziellen Mitteln zu suchen, nie aber in der Minderbewertung der Schule durch die Regierungen. Im Gegenteil: der Zugang zur Unabhängigkeit, der Zwang zu Beteiligung des Volkes an den Formen moderner Staatlichkeit, die wirtschaftlichen Notwendigkeiten und das Verlangen des Volkes, durch erhöhte Bildung zu einem höheren Lebensstandard zu kommen: alles dies zieht in dieselbe Richtung. Die Regierungen müssen sich zum ausführenden Organ eines ungestümen Bildungsverlangens machen, und es hat ein forciertes Bemühen um den Ausbau des Bildungswesens eingesetzt. (Vgl. dazu die laufende Berichterstattung der Herder-Korrespondenz z. B. 13. Jhg., S. 482.)

Wachsende Notwendigkeit und wachsende Schwierigkeit katholischer Pressearbeit

Wächst so der Prozentsatz jener, die in den Missionsländern den Zugang zum Verständnis des gedruckten Wortes finden, von Jahr zu Jahr, so wächst damit gleichzeitig das Verlangen nach entsprechender Lektüre, zugleich auch die Möglichkeit, die Menschen zum Guten oder zum Schlechten geistig zu beeinflussen. Denn die Völker der Missionen leben heute nicht mehr in einer geistigen Isolierung. Sie sind hineingezogen in die zusammenwachsende Welt, in die Ideenströmungen, die durch keine Meere und Wüsten mehr aufgehalten werden, weil die modernen Mittel der Meinungsbildung alle natürlichen und künstlichen Grenzen überschreiten. Es wird nicht lange mehr dauern, bis auch die letzten Angehörigen von Primitivkulturen den Einflüssen der einen Weltzivilisation und ihren geistigen Ausdrucksmöglichkeiten offenstehen. Zu diesen Ausdrucksmitteln gehören mit an erster Stelle die Erzeugnisse einer hochentwickelten Druckkunst. Vor mehr als drei Jahren gab die Herder-Korrespondenz (10. Jhg., S. 508 bis 512) einen Überblick über den Stand der katholischen Presse in den Missionsländern. Ihre Aufgaben werden im öffentlichen Leben der zur Emanzipation gelangten Völker immer größer, aber auch immer schwieriger. Überall um die Verwurzelung in den nichtwestlichen Kulturen ringend, die ihrerseits aber selbst in Bewegung zu neuen Gestaltungen sind, soll sie den Menschen dieser Länder religiös-sittliche Wegweisung bieten. Zugleich geht überall die Möglichkeit einer schnellen flächenhaften Ausbreitung der Kirche zu Ende. In Asien war die absolute Diasporasituation der Kirche seit langem sichtbar geworden. In Afrika wird sie bald auch für jedermann sichtbar werden. Die literarische und die Pressearbeit der Missionen muß sich sehr nüchtern auf diese Gegebenheiten einstellen. Sie kann in absehbarer Zeit nicht damit rechnen, ganze Völker zum Christentum zu bekehren, indem sie ihre Führung gewinnt oder mit der Verchristlichung der sozialen Formen des Gesamtvolkes auch die Individuen sich angliedert. Der Geist der „pluralistischen“ Gesellschaft zieht auch in die Missionen ein, deren Menschen dem Ansturm aller möglichen Ideologien ausgesetzt sind. Auch die größten Anstrengungen der Kirche auf dem Gebiete des Schulwesens der Missionen können nicht verhindern, daß auf dem Büchermarkt und in der Presse nichtkatholisches Gedankengut in Massen verbreitet wird. Die Zeit der „Christendörfer“, der patriarchalisch-paternalistisch geleiteten Gemeinden, der Versuche einer Isolierung von Stämmen vom „bösen Geist der westlichen Zivilisation“ ist vorbei. Ein reines Bewahrungssystem rettet nicht mehr. Auch in den Missionen wird in Bälde jeder einzelne Katholik von den verschiedensten Weltanschauungen umworben werden, und jeder, den die Mission für die Kirche gewinnen will, steht auch unter den werbenden Einflüssen anderer geistiger Mächte. Nicht mehr reizt die Tatsache, daß die Mission zugleich den Anschluß an eine gehobene Zivilisation bedeutet, denn diese Zivilisation ist inzwischen Weltzivilisation geworden. Eine solche Lage erfordert eine sehr gründliche religiöse Durchbildung des Einzelchristen und spezialisierte Formen des Apostolats unter den Nichtchristen. Niemand kann sagen, daß das Problem der nachschulischen religiösen Weiterbildung der Christen in Hinblick auf die neuen Verhältnisse in den Missionen befriedigend gelöst ist, wie dies übrigens ja auch in den altchristlichen Ländern nicht der Fall ist. In vielen

Missionen konnte diese Aufgabe sogar wegen Mangels an Menschen und Mitteln kaum angepackt werden. Es ist zu fürchten, daß im Zuge der Umwälzungen in Afrika Hunderttausende der Kirche verlorengehen, die im Klima der Kolonialära durch die Missionsschulen geschleust wurden und nun in dem revolutionären Klima der Freiheitsbewegung, das in ihren Augen alle Werte umwertet, sich religiös-weltanschaulich nicht mehr zurechtfinden. Ähnliches gilt für die Massenkatechumenate der Erwachsenen, in denen man selbst bei langer Dauer des Katechumenats und bei harten Forderungen hinsichtlich des Lebenswandels nach christlichen Grundsätzen oft nicht die Möglichkeit fand, der Einzelseele die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken und sie vor allem für die augenblickliche Übergangsperiode zu neuen Lebensformen ausreichend geistig auszurüsten. Bei dem Mangel an Missionskräften konnte der stürmische Fortschritt der Kirche Afrikas im ausgehenden Kolonialzeitalter nur auf Kosten einer vertieften religiösen Durchbildung der Neuchristen geschehen. Hier wird das gedruckte Wort, das zwar zunächst nur die führende kleine Bildungsschicht erreicht, aber von ihr an die Analphabeten weitergegeben wird, eine kostbare Seelsorgshilfe sein, zugleich aber, wenn es mutig die Probleme des außerkirchlichen Lebensraums christlich durchleuchtet, vielleicht das wichtigste Mittel sein, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen und zu verhüten, daß die Kirche allmählich als religiös-sittliche Führungsmacht gänzlich ausgeschaltet wird.

Die Notwendigkeit größter Anstrengung der Kirche im Pressewesen der Missionen ergibt sich auch daraus, daß in den Entwicklungsländern andere Weltanschauungsträger der Ausbreitung der Grundschulbildung mit ihren Pressewerken auf dem Fuße folgen. Es ist bekannt, welche Bedeutung der Protestantismus dem Presseapostolat in den Missionen zuweist und wie stark er sich gerade um die Bildungsschichten bemüht. So sehr man begrüßen mag, daß hier Christus gepredigt wird, so sehr muß die Kirche bedacht sein, zu verhüten, daß durch die Werbung anderer christlicher Bekenntnisse die innere geistige Geschlossenheit der katholischen Gemeinschaften in den Missionen angegagt wird. In der augenblicklichen Verwirrung der Geister wäre ein allmähliches Abgleiten in ein unverbindliches, überkonfessionelles Christentum die Folge, das zum religiösen Indifferentismus führt, der dann eine leichte Beute der faszinierenden Anziehungskraft des Säkularismus wird. Eine neue Erscheinung in den Missionen ist das massive Auftreten gewisser Sekten chiliastischer Art. Gewinnen sie unter den Analphabeten Hunderttausende von Anhängern durch prophetische Erweckungsprediger, so verlegen sie sich in Ländern mit weitverbreiteter Schulbildung (so in Vietnam, Korea usw.) auf die auch bei uns bekannte Schriftenpropaganda, die kein Haus übersieht. Die Mittel zu solcher Werbung werden durch Umlagen bei den eigenen Anhängern in der ganzen Welt aufgebracht. Zaghaft, aber in stets stärkerem Maße bedienen sich auch die unter dem westlichen Anstoß neuerwachten großen nichtchristlichen Religionen des Ostens der Schriftenwerbung. Auch das Bemühen des Islams, mit der Kenntnis der arabischen Schrift die Lehre Mohammeds zu verbreiten, darf hier nicht unerwähnt bleiben.

Die umfassende kommunistische Propaganda kann hier nicht im einzelnen dargestellt werden. Das Studium der zahllosen afrikanischen Sprachen und Dialekte in Moskau gibt heute den Kommunisten die Möglichkeit, eine intensive Schriftenpropaganda auch unter den Bevölkerungs-

schichten zu verbreiten, die keine europäischen Sprachen verstehen. Über einen ausgebauten Verteilerdienst verbreitet das Moskauer Verlagshaus für Literatur in fremden Sprachen Bücher, Broschüren, Magazine zu billigsten Preisen über die ganze Missionswelt. Meist ist dies Schrifttum so getarnt, daß es nicht als kommunistisch erkannt wird. Die an den Verteilungsapparat angeschlossenen Sortimenten erhalten unbegrenzten Kredit. Im indischen Staat Kerala wurden in den letzten Jahren Millionen kommunistischer Broschüren verteilt. Die nichtchristliche Gewerkschaftspresse ist in den Entwicklungsländern oft völlig oder doch sehr stark mit kommunistischem Gedankengut durchsetzt. Die afrikanischen „Volksparteien“ entwickeln sich immer mehr zu Trägern kommunistischer Ideen. Erzbischof Lefebvre von Dakar, der als Apostolischer Delegat von Französisch-Afrika einen tiefen Einblick in die Verhältnisse gewann, erklärte in einem Artikel, der den Titel trug: „Werden die christlichen Staaten das Schwarze Afrika dem (roten) Stern preisgeben?“ (In: La France Catholique, 18. 12. 59): „Es gibt einen methodisch verfolgten, organisierten Einfluß, den des Kommunismus... Mit einer Beharrlichkeit und einer Organisation, die nur von den ausländischen Kommunisten unterhalten werden kann, existiert der kommunistische Einfluß überall.“ Einige Zeilen vorher erklärte der Erzbischof: „Zeitungen, Zeitschriften, Illustrierte, Emissäre und Propagandisten dringen überall ein.“ Die Zusammenhänge sind klar: In Afrika unterstützt eine raffiniert getarnte Pressewerbung die Wühlarbeit der Agenten, die zum großen Teil in Moskau ausgebildet wurden.

Die Verheerungen des vulgären Materialismus

Eine besondere Beachtung verdient die Einwirkung des modernen Diessitsgeistes auf die Missionsländer vermittle der Presse. Diese „Weltanschauung“ schmiegt sich derart selbstverständlich an die sich rapide ausbreitende technische Zivilisation an, daß die begierig nach dieser Zivilisation verlangenden Völker Asiens und Afrikas sie unvermerkt aufnehmen. Nur ihre geistige Elite setzt sich mit ihr auseinander. Man sieht in dem vulgären Materialismus, der mit dieser Zivilisation importiert wird, nicht ein Element jener typisch abendländisch-westlichen Geisteshaltung, gegen die sich die kulturelle Selbstbesinnung sträuben muß. Daher ist zunächst dem seichten Schrifttum des Westens überall da Tür und Tor geöffnet, wo europäische Sprachen verstanden werden. Hier liegt eine besondere Gefahr für Afrika, da dort die Sprachen der Kolonialmächte durch die Schulpolitik der Regierungen bisher weiteste Verbreitung fanden und selbst heute noch von den jungen Staaten überall gefördert werden müssen, wo diese als Amts- und Verkehrssprache wegen der ungeheueren Vielzahl der einheimischen Dialekte unentbehrlich sind. In diesem Bereich strömen die westlichen Boulevardblätter, Magazine und Illustrierten ein, die mit Flugzeugen schnellstens antransportiert werden. In den Städten, selbst jenen im Innern Afrikas, haben die Zeitungskioske, die nach westlichen Vorbildern und mit entsprechender sensationeller Aufmachung der Auslagen eingerichtet werden, schon ihre afrikanische Kundschaft. Selbst des Lesens Unkundige kaufen die Illustrierten und schneiden die Bilder als Wandschmuck aus. Ja es wird mit diesen Bildern ein schwunghafter Handel getrieben. Kein Zweifel, daß auf diesem Wege dauernd auch pornographische Literatur nach Afrika einsickert. So wird das

urgesunde sittliche Empfinden langsam abgetötet und einem dekadenten Sensualismus der Weg bereitet. Schon gibt es auch in Afrika Magazine, die seelenverderbenden Charakter haben. Von den 14 Magazinen, die beispielsweise in Tanganjika gelesen werden, ist das schlimmste das in englischer Sprache in der Südafrikanischen Union erscheinende „Drum“. Von jeder Nummer werden in Tabora 500 Exemplare verkauft. Diese Zeitschrift hat inzwischen ihren Absatzbereich über das ganze englisch sprechende Ostafrika ausgedehnt. Es sind auch schon die ersten Magazine einheimisch-afrikanischer Herkunft erschienen, die Bilder afrikanischer Pin-Up-Girls zeigen. Der Lesehunger der Jugend bemächtigt sich wahllos jeder Lektüre, die erreichbar ist. Bücher, die in Zeitschriften empfohlen werden, bestellt man direkt in Europa. Ein Schweizer Benediktiner, der fünf Jahre lang in Abständen das Postamt von Jaunde (Kamerun) aufsuchte, stellte fest, daß die Räume geradezu überschwemmt waren von Büchersendungen, die Kameruner Schuljungen von französischen Buchhandlungen bezogen. Wird, wie seinerzeit in Fernasien, auch in Afrika eine Flut dekadenter europäischer Literatur den aufbauenden Bemühungen der Missionen gleichsam in den Rücken fallen? Erzbischof Denis E. Hurley OME von Durban hielt im Januar 1960 eine Rede, in der er die Dekade 1960—1970 als die Schicksalsdekade Afrikas bezeichnete. Er sprach bei dieser Gelegenheit von der Möglichkeit, daß das Erwachen des afrikanischen Riesen zum Hervortreten ragender kultureller Persönlichkeiten führen könne, wie sie die großen Durchbrüche im kulturellen Aufstieg Europas hervorbrachten: „Werden wir einen afrikanischen Plato, Aristoteles, Augustinus, Dante, da Vinci, Michelangelo und Shakespeare sehen?“ Die Frage ist berechtigt. Andererseits erklärte in derselben Woche ein (portugiesischer) Bischof in Angola (Msgr. Manuel Nunes Gabriel von Malanje) in einem Artikel, der in seiner Bischofsstadt veröffentlicht wurde: „Es fällt nicht schwer, zu beobachten, daß in ganz Afrika die in Evolution befindlichen Massen religiös indifferent werden. Sie verließen ihre heimischen abergläubischen Praktiken und Zauberdoktoren, eigneten sich aber nicht an ihrer Stelle die Tugenden christlicher Gesittung an, da man ihnen nur eine materielle Zivilisation zeigte. So haben sich die sozialen und missionarischen Probleme in verschiedenen Teilen Afrikas vollständig verändert, und es bedarf einer sehr schnellen Anpassung an diese neuen Umstände, wenn das Feld nicht durch die technisch-materialistische Kultur erobert werden soll, die von Europa und Amerika importiert wurde.“ Wer sieht hier nicht die riesenhaften Aufgaben einer christlichen Literatur und Presse, die einer den Materialismus in allen seinen Formen verbreitenden Literatur und Presse entgegentritt?

Auch über Asien ergießt sich heute eine nach westlichen Vorbildern geschaffene sensualistisch-materialistische Literatur. In Japan hat die Polizei die Mithilfe der (heidnischen!) Frauenorganisationen zum Kampf gegen die Flut pornographischer Literatur erbeten. Im letzten Jahre erschienen 550 neue Zeitschriften meist seichtesten Charakters, billigste, „moralinfreie“ Unterhaltungsliteratur. In Indonesien drohte im Vorjahr das Informationsministerium der Presse, die Geschichten über sexuelle Unmoral und Sadismus verbreiten, die Entziehung der Lizenzen an. Ein Leitartikel der katholischen Wochenschrift „The Examiner“, in Bombay (2. 2. 59), klagte: „In den Volksmassen verliert die traditionelle Sittlichkeit schnell an Boden. Eine Flut unsittlicher Bücher, Magazine, Filme ist

auf das Land losgelassen, was zur Folge hat, daß die seit unvordenklichen Zeiten bewahrte Zurückhaltung zwischen den Geschlechtern niederbrach und daß Reinheit und Keuschheit nicht länger mehr als Ideale betrachtet werden.“ Bestürzend sind auch die Berichte über die moralische Zersetzung, die eine dekadente Literatur zur Zeit in Süd-vietnam anrichtet, einem Land mit stärkster ländlicher Bevölkerung, das auch eine der größten und hoffnungsvollsten Katholikengruppen Ostasiens besitzt. Bei einem Besuch in Europa („Les Presses Missionnaires“, Paris, 4, 1959) erklärte der Leiter des Katholischen Pressebüros von Saigon: „Die neue Generation hat eine andere Mentalität als die alte. Dem Einfluß moderner Theorien eines Sartre, einer Françoise Sagan, eines Gide und Malraux unterliegend, glaubt sie an fast nichts mehr, zweifelt an allem, mißtraut allem. Die erwachsenen Intellektuellen werden von Doktrinen und Theorien attackiert, die mit Moral und Religion tabula rasa machen möchten. In der großen heidnischen Masse verliert die urtümliche Religion immer mehr an Boden, immer mehr verschwindet die Reinheit der Sitten. Auf die Massen stürmen Bücher, besonders Romane, ein, die in anziehendem Stil geschrieben, aber im Inhalt meist frivol sind oder Probleme stellen, bei deren Behandlung alle Normen von Sittlichkeit und Verantwortung unbeachtet gelassen werden. In unglaublicher Zahl entstehen neue Zeitschriften, leichte Literatur mit Skandalgeschichten und pornographischen Bildern, die jung und alt vergiften... Die Katholiken sind auf die neue Situation nicht vorbereitet. Früher las man gehaltvolle profane oder religiöse Literatur in französischer Sprache. Heute aber kann man die Zahl jener, die Französisch lesen können, an den Fingern abzählen. Wir brauchten Werke in vietnamesischer Sprache, die man der Jugend in die Hand geben könnte. Leider haben wir fast nichts.“ — Eine eigene Behandlung erforderte die seit einer Reihe von Jahren in vielen asiatischen Ländern mit Regierungshilfe verbreitete Literatur über Geburtenkontrolle, die, abgesehen von den dort empfohlenen unsittlichen Praktiken, einen brutalen Naturalismus der Sprache zeigt und die Intimsphäre des Sexuallebens rücksichtslos enthüllt, ähnlich wie die namentlich in Japan verbreiteten Aufklärungsfilme für Jugend und Erwachsene. Auch in Afrika erscheint jetzt Literatur über Geburtenkontrolle. Ein ostafrikanischer Bischof mußte jüngst den Katholiken das Lesen einer im Lande erscheinenden Zeitschrift über Geburtenkontrolle verbieten.

Presseerfolge in Afrika — Notstände in Asien

Gegenüber den großen Gefahren, die dem religiösen Leben der Christen und der Ausbreitung der Kirche in den Missionen drohen, ist man natürlich nicht untätig. Erfreulicherweise werden heute in den verschiedensten Teilen Afrikas große Anstrengungen gemacht, um katholische Wochenblätter zur Entfaltung zu bringen. Ein Dutzend von diesen hat sich allgemeine öffentliche Beachtung erworben. Reicht ihre Leserzahl auch jeweils kaum über die 25 000-Grenze, so ist ihr Einflußgebiet doch sehr viel größer. Entscheidend bei der Beurteilung der katholischen Pressebemühungen in Afrika ist die Tatsache, daß auch die nichtkatholische für Einheimische bestimmte Presse keine größeren Auflagen besitzt, es sei denn, es handle sich um mit Steuergeldern subventionierte Regierungsblätter, die zum Teil gratis verteilt werden. Im Ansatz hätte die Kirche Afrikas im Augenblick alle Chancen, sich

mit ihrer Presse zur Geltung zu bringen, wenn sie nur der Ausbreitung der Lesekunst mit stets erhöhter Auflage und stets besserer Ausstattung folgen könnte! Es fehlen angesichts der Konkurrenz seitens der rein kommerziellen Presse, die sich in Afrika entwickelt, katholisch beeinflusste Magazine und Illustrierte, auch eine große illustrierte Kinderzeitschrift nach Art jener, wie sie in Hongkong vor sechs Jahren gegründet wurde. Mit großer Auflage ist diese heute über fünf ostasiatische Länder (jeweils mit geänderter Beschriftung) verbreitet. Die katholische Presse war an vielen Stellen Afrikas die erste im Rennen. Sie kämpft mit gewaltigen Schwierigkeiten rein äußerer Natur: Mangel an Verkehrsmitteln, unentwickelten postalischen Verhältnissen, Schwierigkeiten bei der Nachrichtensammlung, bei der Werbung und beim Aufbau des Verteilerapparates, Mangel an geschulten einheimischen Redakteuren, Unmöglichkeit der Selbstfinanzierung der Zeitungen, Unvollkommenheit der technischen Ausrüstung, besonders mit modernen Druckmaschinen. Dennoch konnte der Direktor der „Afrique Nouvelle“, Dakar, P. de Benoist, schreiben: „Allmählich entfaltet sich der Fächer der katholischen Publikationen in Afrika, und jeder findet die Möglichkeit, sein Verlangen nach Bildung und Information zu befriedigen. Das Mißverhältnis zwischen den zur Verfügung stehenden Mitteln und der zu leistenden Aufgabe ist groß. Das erste Hindernis ist die ungeheure Weite der Räume. Aber schon trägt jede Woche das Flugzeug in alle Himmelsrichtungen des Kontinents Druckwerke, die zwar in der Aufmachung bescheiden, aber mit Glaube und Hoffnung befrachtet sind“ („Les Presses Missionnaires“, Nr. 35, 1958). Nicht alle Missionare scheinen die Forderungen der Stunde zu verstehen. Schrieb doch Jean Le Gall CSSp, der dynamische Direktor der „Semaine Africaine“, Brazzaville, deren Leser auf einem Raum von der Größe Westeuropas verteilt leben: „Die Zeitung wird von manchen Missionaren und erst recht von der Mehrzahl der Christen als ein Luxus betrachtet, als ein zweifellos nützlicher, aber durchaus nicht unentbehrlicher Artikel. Ihre Notwendigkeit wird jener einer Orgel in einer Bischofskirche der Missionen gleichgestellt“ („Les Presses Missionnaires“, Nr. 38, 1959).

Ernster als in Afrika ist die Situation der katholischen Presse und Literatur zur Zeit in Asien. Wir beschränken uns auf einige „Blitzlicher“. In Kerala (Indien), wo über 2 Millionen Katholiken leben, denen 14,8 Millionen Heiden und Christen anderer Bekenntnisse gegenüberstehen, gibt es zwar 5 katholische Zeitungen und 6 Wochenblätter, die aber zusammen nur 129 000 Abonnenten haben. Dabei gilt die katholische Presse in Kerala im Vergleich zu jener in anderen asiatischen Missionsländern als „imposant“. Auf die Situation in Südvietnam, das über eine Million Katholiken zählt, wurde schon hingewiesen. In der Hauptstadt Saigon gibt es 20 Tageszeitungen. Es erscheinen dort fast 50 illustrierte Wochenblätter. Die Kirche verfügt dort nur über einige Pfarrblätter rein religiösen Inhaltes. „Wie können wir“, so fragt der neuernannte Nationaldirektor für die katholische Presse, „der Jugend verbieten, diese Illustrierten, die sie anziehen und die wir für gefährlich halten, zu lesen, während wir nur Monatsblätter rein religiösen Inhaltes haben? ... Bücher zur religiösen, pädagogischen, kulturellen, philosophischen oder theologischen Bildung fehlen fast völlig. Oft erbitten meine Studenten an der Universität von mir Bücher, um die katholische Religion kennenzulernen. Ich kann ihnen nichts geben“ (Abbé Dinh

Xuan Nguyen in: „Les Presses Missionnaires“, Nr. 4, 1959). Über Korea schreibt ein Missionar in den Missionsblättern von St. Ottilien (Nr. 1, 1960): „Das Schrifttum für 300 000 katholische Koreaner ist absolut ungenügend. Wenn wir von allen bisher in Korea gedruckten katholischen Büchern je ein Exemplar nehmen und auf einem Bücherbrett aneinanderreihen, so ergibt sich eine Reihe von nicht einmal 2 m Länge.“ Die Folge ist, daß eine große Anzahl katholischer Laien eben zu Erzeugnissen heidnischer Druckereien greift ... Das Christentum hat (vor 150 Jahren) seinen Weg nach Korea durch Bücher gefunden, lange bevor der erste Missionar koreanischen Boden betrat. Auch heute noch ist der Koreaner lesefreudig. Kleine Flugschriften über die katholische Kirche, an die Massen verteilt, würden viele zur Wahrheit führen. „Während zur Zeit auch hier die Zeugen Jehovas von Dorf zu Dorf laufen und ihre Pamphlete in alle Häuser werfen, geschieht in der katholischen Kirche fast keine äußere Propaganda auf breiter Basis.“ In Japan fehlt es an Werken, die nicht Übersetzungen westlichen katholischen Schrifttums darstellen, vielmehr aus original-japanischer Geisteshaltung geschrieben sind. Hören wir wieder „Les Presses Missionnaires“ (Nr. 4, 1959): „Es gibt zwar mehrere katholische Verlage in Japan. Bedauerlicherweise ist das intellektuelle Niveau der von ihnen herausgegebenen Werke ziemlich tief ... Die kleine Zahl der (264 000 katholischen) Christen begrenzt natürlich die Absatzmöglichkeiten ... Ein ‚ernsthafterer‘ Versuch wurde vom Verlag der Dominikaner und der Buchhandlung Enderle (Tokio) gemacht und hat sich als rentabel erwiesen. Dennoch ist die katholische Presse Japans im Vergleich zur Zahl der Zeitschriften und zur Blickweite der profanen Presse an Bedeutung und geistigem Gehalt noch recht arm.“ Ähnlich äußert sich P. G. Neyrand, Tokio, in der Pariser Zeitschrift „Parole et Mission“ (Nr. 5, 1959): „Es gibt tatsächlich eine Bibliothek japanischen katholischen Schrifttums, und die Zahl ihrer Titel ist sogar beachtlich. Aber man muß gestehen, daß dieser Reichtum nur schlecht eine wirkliche Schwäche des geistigen Gehalts und des Ausdrucks verbirgt. Um es ganz offen zu sagen: es existiert noch kein einziges Werk von Format.“ Auf Formosa erleben wir heute den Versuch, in großem Maßstab Chinesen zur Schaffung einer katholischen Literatur zu veranlassen. Die Kuangchi-Press der Jesuiten brachte in drei Jahren fast 600 Bücher heraus, die der Mehrzahl nach Originalwerke von Chinesen sind. Diese Arbeit ist für das Apostolat um so bedeutsamer, als die Katholiken keine eigene Zeitung haben und den 475 Zeitschriften der Insel nur eine Wochenschrift und eine gutgeleitete Kulturzeitschrift gegenüberstellen können.

Die Aufgabe der Stunde

Generell gesehen, haben alle Missionen der Kirche mit der Herstellung von Druckwerken begonnen, als andere noch nicht daran dachten. Naturgemäß suchte man durch Herstellung von Katechismen, Gebet- und Erbauungsbüchern — meist sogar in Sprachen, für die seitens der Missionare erstmalig die phonetischen Ausdrucksmittel für den Druck gesucht werden mußten — vor allem den Bedarf des innerreligiösen Sektors zu decken. Dazu kam dann die schwere Aufgabe, biblische Geschichten und ganze Bibelübersetzungen herzustellen. Zuerst mußte alles in Europa gedruckt werden, dann schuf man Druckereien in den Missionen selbst, die nach wie vor mit solchen Aufgaben eigentlich voll

ausgelastet sind: Immer mehr aber machte sich das Bedürfnis geltend, mit religiösen Druckwerken in die profanen Lebensräume hineinzuwirken, schließlich sogar, Zeitungen und Zeitschriften zu schaffen, die zwar die Grundsätze der Kirche vertraten, aber primär dem ganzen weltlichen Lebensbereich dienen sollten. Auch an diese letztere Aufgabe machten sich die Missionare voll Idealismus und Selbstlosigkeit heran. Nur weil sie ohne Lohn arbeiteten, waren diese Anfangsunternehmungen finanziell überhaupt tragbar.

Nun aber fordert die technische Entwicklung der Presse und die kulturpolitische Lage der Missionsländer dringend die Ablösung der Missionare durch sachkundige Laien. Die Mission als solche kann viele Presseunternehmungen im weltlichen Sektor nicht mehr mit ihrer Autorität decken, sie hat auch nicht die finanziellen Mittel dazu. Hier ist der Punkt, wo die Loslösung aus einem alten Denk- und Verfahrensschema nur schwer gelingen will, wo aber andererseits den Missionaren aus der Solidarität der katholischen Presse der Welt heraus nicht die dringend notwendige Hilfe geboten wird, um im außerkirchlichen Bereich weltliche Presseunternehmungen auf katholisch-weltanschaulicher Basis zu schaffen. Auch verdeckt hier eine allzu enge Betrachtungsweise oft die gebotenen Möglichkeiten. Manchmal ist „katholische Presse“ unmöglich, wohl aber kann man Einfluß auf die rein kommerzielle, weltanschaulich „neutrale“ Presse gewinnen, indem man dort ein Team katholischer Redakteure hineinbringt oder indem man selbst solche kommerzielle Blätter gründet, in denen katholischer Geist unauffällig wirksam ist. Die Protestanten haben dies mancherorts erfolgreich getan. Notwendig für solche Gründungen ist technische Sachkunde, Kapital und eine Auswahl gut vorgebildeter einheimischer Redakteure. Gerade an letzteren fehlt es oft den katholischen Missionen. Manche haben die Opfer gebracht, solche Redakteure im Ausland ausbilden zu lassen. Hier ist noch fast alles zu tun. Es kann uns nicht mit Beruhigung erfüllen, daß Talente unter den einheimischen Katholiken heute in Paris und anderswo in den Redaktionen von Blättern ihrer Landsleute sitzen, die einen überspitzten unchristlichen Nationalismus predigen. Die Unterstützung der katholischen Presse in den Missionen ist für die Zukunft der Missionskirchen von höchster Bedeutung. Sie ist auch ein echtes Element der sog. Entwicklungshilfe, denn diese ist zuerst ein geistiges und sittliches, nicht ein materielles Problem. Wir hören viel von Patenschaften, die für Missionen, Kirchen, Krankenhäusern, Schulen übernommen werden, aber wenig von Patenschaften für katholische Pressewerke in den Missionen. Das einzige Institut für die Missionspresse, das alle Bedürfnisse auf diesem Gebiete zu fördern sucht, besteht in Paris. Seine 18 000 Mitglieder haben aber in zehn Jahren nur zusammen etwa 150 000 bis 200 000 DM aufbringen können. (Das Päpstliche Werk für Glaubensverbreitung gab im letzten Berichtsjahr für die Missionspresse 674 280 DM.) Besonders die katholische Presse in den altchristlichen Ländern müßte den Blick für die Notwendigkeiten der Stunde schärfen. Nicht umsonst richtete Pius XII. an den 5. Weltkongreß der katholischen Presse in Wien 1957 (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 57f.) die Mahnung: „Besonders der Internationalen Union der katholischen Presse fällt die Aufgabe zu, eine tatkräftige Hilfe für die katholischen Zeitungen in den Missionsländern zu fördern, die allzuoft sich noch nicht selbst genügen können.“

Der Hunger in der Welt: Hilfe für indische Parias

Bekanntlich wird das gesellschaftliche Leben in Indien durch die Kastenordnung geprägt. Eines der vier Prinzipien der hinduistischen Ethik, das Dharma, „Recht und religiöse Pflicht“, bestimmt die Ordnung von Staat und Gesellschaft, letztere in der Form von Kasten. Die indische Kastenordnung ist also religiös begründet, ja sie ist, wie Wilhelm v. Pochhammer kürzlich schrieb (in „Moderne Welt“, Heft 2, 1959, S. 128), „für viele Inder das wesentliche Element ihrer Religion, eine viel bedeutungsvollere Bindung als der vorgeschriebene Kult der Götter“. Daraus erklärt sich auch, daß die staatliche Gesetzgebung, die schon 1950 die Hierarchie der Kasten offiziell abschaffte, bis heute — vor allem auf dem Land — sich nicht hat durchsetzen können.

So zählt Indien auch heute noch über 50 Millionen Parias, Menschen, die zu keiner Kaste gehören. Seit 1950 lautet ihre offizielle Bezeichnung „Scheduled Castes“; ähnlich wie die sog. Scheduled Tribes (Völker, die noch außerhalb der modernen Entwicklung leben, wie die Naga in Assam) versucht der Gesetzgeber sie in besonderer Weise zu schützen. Dennoch leben die Parias auch heute noch häufig außerhalb der Dörfer, in kleinen Weilern, weil es so der Wille der Kastenangehörigen ist. Ja sie haben zuweilen nicht einmal eine eigene Hütte. Sie sind außerstande, sich ihre Lebensbedingungen selbst zu geben.

Die wirtschaftliche Lage der Parias im Cuddapah-Distrikt

Letzteres gilt besonders für die Parias im Cuddapah-Distrikt. Dieser Distrikt liegt im Staate Andhra Pradesh, also im westlichen Teil Südindiens, 220 km nordwestlich von Madras. Alle Parias sind hier Landarbeiter. Ihre Löhne sind nicht geregelt. Der Betrag, der ihnen ausbezahlt wird, liegt meistens unter einer Rupie (= 80 Pfennig) täglich. Im allgemeinen wird der Lohn in Korn ausbezahlt. Das bedeutet, daß die Parias während der Tage, an denen sie Arbeit finden — denn selbst bei diesen Hungerlöhnen sind sie nicht sicher, arbeiten zu können — versuchen, so viel zu arbeiten, daß der Lohn für zwei Mahlzeiten ausreicht. Während der Perioden jedoch, in denen es keine Arbeit für sie gibt, hängen sie von der Willkür der Pflanze ab. Das indische Landwirtschaftsministerium hat festgelegt, daß die Parias im Cuddapah-Distrikt 189 Tage im Jahr in der Landwirtschaft und 29 weitere Tage in anderen Branchen arbeiten. Wenn keine Arbeitsmöglichkeiten für diese Landarbeiter vorhanden sind, leihen sie in bar oder in natura, unter der Bedingung, daß sie diese Darlehen durch ihre Arbeit in der Arbeitsperiode zurückbezahlen. Diese Darlehensbedingungen führen notgedrungen zu einer ständig wachsenden Verschuldung. Denn die verschuldeten Parias empfangen während der Arbeitsperioden keinen Lohn mehr; sie sind vielmehr verpflichtet, durch ihre Arbeitsleistung die Schulden, die sie in der arbeitslosen Periode gemacht haben, dem Geldverleiher, das ist im allgemeinen ihr Arbeitgeber, zurückzuzahlen. Um aber während der Zeit der Rückzahlung ihrer Schulden mittels ihrer Arbeitskraft leben zu können, müssen sie erneut Geld aufnehmen. Wie der Erfahrungsbericht des Internationalen Bundes Christlicher Gewerkschaften, dem diese Angaben entnommen sind, betont, leben die Parias von Cuddapah praktisch im Zustand der Sklaverei. Sie können nicht mehr frei wählen, wann, wo und für wen sie arbeiten wollen,

„sondern sie sind gezwungen, ohne Lohn für denselben Arbeitgeber, der ihnen Geld leiht, zu arbeiten; ihm gehören jetzt ihre Dienste“.

Hilfe ist schwierig

So gering ihr Arbeitslohn ist, so unzulänglich sind auch ihre Arbeitszeit und ihre Arbeitsbedingungen geregelt. Von außen her ist es kaum möglich, die wirtschaftliche Lage dieser Arbeiter zu verbessern. Nicht einmal der Regierung gelingt das. Denn die Zuschüsse, die die Regierung im Rahmen ihres Community Development Program den Kommunen gewährt, erreichen diese nicht im Kommunen zusammengefaßten Arbeiter nicht, und wenn sie sie erreichen könnten — was sich ja auf gesetzlichem oder administrativem Wege bewerkstelligen ließe —, so sind die Entwicklungsgelder für die Parias fast nutzlos, weil diese nicht der Lage sind, auch nur den geringsten Beitrag zu den verständlicherweise nicht sonderlich hohen Regierungsbeiträgen aus eigenen Mitteln aufzubringen.

Die Christlichen Gewerkschaften sind sich darüber im klaren, daß man diesen Menschen nicht durch Programme, Schulung und Organisation allein helfen kann. Zunächst kommt es darauf an, die verschuldeten Parias aus ihrer wirtschaftlichen Zwangslage zu befreien, indem man für sie Ausweichmöglichkeiten schafft. Das geschieht jetzt durch die Bereitstellung von Kornvorräten durch den IBCG, auf die die Parias während der arbeitslosen Zeit zurückgreifen, wodurch sie sich aus der sklavenähnlichen Abhängigkeit von ihren Arbeitgebern befreien können. Um dieses Ziel systematisch verfolgen zu können, haben die Christlichen Gewerkschaften die „Cuddapah District Cooley Sangham“ gegründet. Die Cooley Sangham will wohl auch die Interessen der Arbeiter wahrnehmen, versteht sich jedoch selbst nicht als eine Gewerkschaft klassischen Stiles. Sie ist vielmehr eine Hilfsorganisation, die die rückständigen Pariaarbeiter in Cuddapah lehrt, wie sie sich auf eigene Füße stellen können. Die Durchführung dieser Formen Technischen und Sozialen Beistandes stößt jedoch auf außerordentliche Schwierigkeiten, weil die Pariaarbeiter zum Teil so stark von ihren Arbeitgebern abhängen, daß sie nicht einmal wagen, ihre Siedlungen zu verlassen. Außerdem haben sie Angst, sich informieren zu lassen, weil sie dann von ihren Arbeitgebern bedroht und geschlagen werden.

Trotz dieser Schwierigkeiten geben die Christlichen Gewerkschaften den Kampf um die Parias von Cuddapah nicht auf. Sie wissen, daß in Kürze die Kommunisten auch in diesem Distrikt Indiens ihre Losung „Freiheit für die Kulis“ verbreiten werden und daß es entscheidend darauf ankommt, der kommunistischen Agitation den Boden zu entziehen. Bis jetzt betreut die „Cuddapah District Cooley Sangham“ 2000 Mitglieder, teils aus eigenen Mitteln, teils aus Zuwendungen des IBCG. Notwendig wäre jedoch die Befreiung von 200 000 Menschen in Cuddapah.

Ökumenische Nachrichten

Die Zerreißprobe der Evangelischen Synode von Berlin-Brandenburg

Für eine katholische Zeitschrift, die um die Pflege möglicher Nähe und christlicher Solidarität zu den evangelischen Brüdern besorgt ist und oft genug daran erinnert hat, daß der innere Zusammenhalt der Evangelischen Kirchen in Deutschland von größerem

Wert ist als eine fruchtlose Spaltung und Selbstparalyse, ist es sehr schwer, über die sich häufenden Krisensynoden zu berichten, Diese pflegen bis an den Rand des Bruches zu gehen, um, wie auch diesmal, mit einer Übereinstimmung, daß man verschiedener Meinung bleibe, zu enden. Die gefundene Lösung ist keine theologische, sondern eine pragmatische, so daß ein Bericht darüber das Vertrauen zu einem langsamen und stetigen Kirchewerden, wie es bei der VELKD zu beobachten ist, jedesmal neu erschüttert. Gewiß, ein evangelischer Bischof ist nicht Träger göttlicher Vollmacht wie der katholische Bischof, aber die Art, wie manche evangelische Theologen, die auf Karl Barth eingeschworen sind, mit Bischof Dibelius als einem „Häretiker“ umgingen — ein Urteil, das doch wohl nur eine kirchliche Autorität fällen könnte —, läßt das Augenmaß für echte kirchliche Würde und Weisheit vermissen. Bischof Otto Dibelius, dem man die Häresie des „Dibelianismus“, des Denkens in „kirchlichen Fronten“, anhängte wegen seiner Schrift über die Obrigkeit, ist nicht unser Bischof, und der Bericht der Herder-Korrespondenz zur Aussprache über dieses heikle Thema (ds. Jhg., S. 139f.) ließ keinen Zweifel daran, daß Dibelius das Problem nicht gelöst hat. Aber darf man das geistliche Kapital einer echten menschlichen Autorität, die er verkörpert, vor den Augen des Widersachers derart verschleudern, wie es in Spandau geschah?

Gegen die atheistische Schulordnung

Die Vorgeschichte der außerordentlichen Synode der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg in Spandau (24.—29. Januar 1960), die den Streit um die Obrigkeitsfrage klären sollte, ist in dem oben genannten Bericht: „Ist jeder Staat Obrigkeit?“ sowie in Situationsberichten über die Verschärfung des antikirchlichen Kurses in der DDR hinreichend dargelegt worden (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 433f.). An sich hätte die Synode Anlaß gehabt, in der zentralen Frage des Widerstandes gegen die staatliche Unterdrückung gemeinsame Entscheidungen zu treffen. Es blieb aber wesentlich bei einer allgemein gehaltenen Kundgebung:

„Das Gesetz über die sozialistische Entwicklung des Schulwesens in der DDR vom 2. Dezember 1959 und die Verordnung über die Sicherung einer festen Ordnung an den allgemeinbildenden Schulen vom 12. November 1959 haben die Voraussetzungen für eine totale sozialistische Erziehung geschaffen. Diese sozialistische Erziehung geschieht weithin im atheistischen Sinne. Die Besorgnisse der evangelischen Eltern um die christliche Erziehung ihrer Kinder sind berechtigt. Christliche Erziehung und kirchlicher Unterricht sind gefährdet. Die Durchführung der Christenlehre ist an vielen Orten behindert. Unsere Kirche kann die christliche Erziehung der Kinder nicht aufgeben.“ Daher beauftragt die Synode die Kirchenleitung, Einspruch gegen die totale Beanspruchung der Kinder zu erheben und genügend Raum für die evangelische Unterweisung zu fordern. Eltern und Gemeinden sollen ermuntert werden, sich für die christliche Erziehung ihrer Kinder in Haus, Schule und Gemeinde einzusetzen.

Die Wirkung einer solchen Deklamation, nachdem die Synode in der vitalen Frage, die von Bischof Dibelius gestellt war, uneins blieb, ist gleich Null. „Christ und Welt“ (4. 2. 60) schrieb mit Recht hierzu: „Es ist nicht so sehr Spaltung, was die Evangelische Kirche in Berlin-